

Antrop. +  
Ethnol.  
Z.

# ZEITSCHRIFT

FÜR

# ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.



194598  
3.3.25

Zwei- und dreiundfünfzigster Jahrgang.

1920/21.

Mit 2 Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text.

BERLIN.

BEHREND & CO.

1921.

## Die Indianerstämme am mittleren Xingú. Im besonderen die Chipaya und Curuaya.

Von

Dr. Emilie Snethlage, Para, Brasilien.

### Wohnsitze der Indianer am mittleren Xingú, Iriri und Curuá.

#### 1. Chipaya:

Die Wohnsitze der Chipaya haben sich im Laufe der etwa 25–30 Jahre, in denen die heutigen brasilianischen Ansiedler des Iriri von ihnen Kunde haben, mannigfach verschoben. Accioly, der erste Besiedler des Flusses, fand bei seiner Ankunft einen Teil von ihnen wenig oberhalb des heutigen Santa Julia sesshaft. Von dort zogen sie, anscheinend infolge der Ankunft weiterer Brasilianer, an den Curuá. An letzterem Flusse scheinen sie ziemlich lange die Gegend oberhalb des Igarapé do Limão, bis einige Tagereisen über die Mündung des heutigen Igarapé dos Curuayas hinaus, bewohnt zu haben. Weiter aufwärts sind sie nach ihrer eigenen Aussage nur ausnahmsweise gegangen. Dies geht auch aus der Abwesenheit aller alten Wohnstätten am oberen Curuá hervor.

Am Iriri haben wir oberhalb Bocca do Curuá keine Spuren von Chipayamalokas gefunden. Auch die Indianer selber bestätigten, daß sie hier nie gewohnt hätten. Vielleicht hat sie Furcht vor den Carajás vom oberen Teil dieses Flusses fern gehalten. Das rechte Ufer desselben steht heute noch in sehr schlechtem Rufe. Kein Chipaya würde auf ihm übernachten, und die Seringueiros nennen es geradezu die „Terra do Carajá“, im Gegensatz zu der „Terra do Meio“ (Mittelland), dem Gebiet zwischen Iriri und Curuá.

1913 holte Accioly nach der Ermordung Manoelsinhos die Chipaya in ihre ältesten (bekanntesten) Wohnsitze zurück. Sie lebten zur Zeit meiner Anwesenheit in mehreren zum Teil neuerbauten Malokas etwas oberhalb von Santa Julia, während die schon früher in Acciolys Dienste getretenen Indianer — zum größten Teil Chipaya — ihre Hütten weiter unterhalb hatten. Außer diesen in der Nähe von Santa Julia angesiedelten Indianerfamilien findet man einzelne andere in fast jeder bedeutenderen Ansiedlung des Iriri und unteren Curuá. Letztere kann man, obwohl sie kaum portugiesisch sprechen, heute fast schon als Indios mansos bezeichnen. Sie haben die ursprüng-

liche Tracht und den größten Teil ihrer früheren Sitten vollständig aufgegeben, wahrscheinlich für immer.

Die Kopfzahl der wirklich noch unabhängigen und in einem gewissen Stammesverband lebenden Chipaya scheint schon seit Jahren nicht mehr sehr hoch gewesen zu sein und ist in letzter Zeit wohl noch mehr zurückgegangen, durch den Übertritt so vieler Indianer in die Dienste der brasilianischen Ansiedler. Die Horde des Joaquin Velho, die wohl nicht mehr als ein Dutzend Männer umfaßte, schien mir noch am meisten am alten Chipayatum festzuhalten und sogar mit einer gewissen Verachtung auf die kurzhaarigen Renegaten ihres Stammes herabzublicken. Rechnet man die in vollem Übergang in das Stadium der Indios mansos (zahmen Indianer) begriffenen, aber noch ganz reinblütigen Chipaya hinzu, so dürfte man immerhin noch auf eine Gesamtzahl von mehreren hundert Köpfen kommen. Die Leute leben als Fischer und Jäger, manchmal auch als Barqueiros, kaum jemals als Gummisammler in Diensten der Brasilianer, vollständig, oder nur zeitweilig, wenn sie gerade Bedürfnis nach gewissen Handelswaren haben. Zu letzteren gehörte zum Beispiel der mir bereits von meiner ersten Reise her bekannte „Coronel“, den ich damals mit seiner Frau im reichsten Nationalkostüm photographierte. Beide hatten jetzt ganz die Seringueirotracht angenommen, so daß ich sie im ersten Augenblick, als sie mich bei einem zufälligen Zusammentreffen im Nachtlager sehr freundlich begrüßten, gar nicht wiedererkannte.

1909 fürchteten alle Indianer sehr den „catarrho“, den sie sich vielfach bei Berührungen mit den Civilizados holten, und der große Verheerungen unter ihnen anrichtete. Bei meinem letzten Aufenthalt sah und hörte ich dagegen wenig von dieser oder von irgendwelcher andern Krankheit unter ihnen. Sie sahen eigentlich alle wohlgenährt und blühend aus.

Im ganzen scheint mir, dürfte die Stunde der Chipaya als eines unabhängigen, freien Indianerstammes bald geschlagen haben. Sie können sich als ausschließliche Flußbewohner zu wenig der Berührung mit den zivilisierten Brasilianern entziehen. Dagegen werden sie sich hoffentlich als bedeutender, friedlicher und brauchbarer Teil der Flußbevölkerung, vorläufig rein indianischen, späterhin wohl gemischten Blutes, noch lange erhalten.

## 2. C u r u a y a :

Die erste mir bekannte ganz sichere Wohnstätte der Curuaya war die Aldeia (nicht Familienmaloka, wie ich mich seinerzeit ausdrückte), in der Accioly diese Indianer bei seinem Besuche vor meiner Überlandreise zum Jamauchim traf. Doch deutet, wie ich bereits früher erwähnte, der Name des 1909 Igarapé dos Curuayas, heute Curuasinho genannten Flußcheus darauf hin, daß die ersten brasilianischen Ansiedler auch dort auf Curuaya gestoßen sind, und

mein Begleiter, der Curuaya Raymundo, stammte vom Igarapé do Bahú.

Alle drei Flüßchen fallen von rechts, d. h. von der Iririseite her, in den Curuá, und das Gebiet zwischen den beiden Flüssen, die sogenannte Terra do Meio, dürfte wohl lange das Hauptwohngebiet des Stammes gewesen sein. Vielleicht ist sie es heute noch in größerem Umfange, als den Seringueiros bekannt ist.

Ob früher einmal die Curuaya auch auf dem linken Ufer des Flusses ihre Wohnsitze hatten, darüber habe ich nichts erfahren können, ebensowenig habe ich irgend eine Erinnerung an die hypothetischen alten Wohnsitze des Stammes am Jamauchim gehört, es sei denn, daß eine Erzählung Raymundos auf diesen Fluß sich bezogen hätte und nicht auf den Iriri, auf welchen sie absolut nicht paßte. Raymundo behauptete nämlich plötzlich, gerade ehe wir in das unbekannte Gebiet am oberen Laufe dieses Flusses eindringen, sein Vater sei einmal weit in demselben aufwärts gefahren, und gab mir eine ziemlich ins Einzelne gehende Beschreibung von Wasserfällen, die er getroffen habe, und anderen Einzelheiten, welche jedoch mit dem wirklichen Iriri in keiner Weise in Übereinstimmung zu bringen waren. Ich hielt seine Erzählung daher damals für reine Erfindung, muß aber doch bei näherer Überlegung sagen, daß ich nach dem, was ich von ihren seelischen Eigenschaften, ihrer Phantasie — vielleicht richtiger ihrem Mangel an Phantasie — kennen gelernt habe, diese Indianer eigentlich zum Erfinden eines vollständigen Reiseberichts für unfähig halte. Es wäre ja aber möglich, daß Raymundo die beiden Flüsse, von denen er selber persönlich keinen kannte, verwechselt hätte, und daß die von ihm gegebene Beschreibung des von seinem Vater befahrenen Flusses auf den oberen Jamauchim paßte.

Als heutiges Wohngebiet der Curuaya ist den Brazilianern ausschließlich das Igarapé dos Curuayas bekannt, und zwar zur Zeit meiner Reise hauptsächlich das linke Ufer des Flüßchens, während die von Accioly seinerzeit besuchte, jetzt nicht mehr existierende Aldeia auf dem rechten Ufer lag.

Ich besuchte persönlich zwei Flußmalokas und eine Aldeia, sämtlich auf dem linken Ufer, und die letztere etwa 2 Meilen landeinwärts gelegen. Sie waren etwa 4—6 Bootstagerreisen von der Mündung entfernt. Von einer zweiten, neu errichteten Aldeia hörte ich sichere Nachrichten. Sie sollte an Stelle des von mir besuchten älteren, schon etwas baufälligen Dorfes treten. Der größere Teil von Caruremas Horde war bereits dahin übersiedelt. Noch eine weitere Aldeia sollte weiter flußaufwärts, landeinwärts, zwischen den beiden Flußmalokas existieren. Die Berichte über sie waren jedoch ziemlich schwankend. Keiner von den Seringueiros oder den mich begleitenden Indianern hatte sie selbst gesehen. Möglicherweise war einfach die neue Aldeia gemeint, die mir andererseits aber wieder



als viel weiter südlich liegend geschildert wurde. Auf dem Rückweg zeigte mir außerdem Raymundo, als ich einmal mit ihm und seiner Familie allein fuhr, an einer weithin öden Strecke des rechten Ufers des Curuá, nicht allzuweit von Bom Futuro, eine Stelle, wo nach seiner Aussage eine im Innern lebende, den Brasilianern nicht bekannte Horde seiner Landsleute hin und wieder an den Fluß kommen soll.

Die Kopffzahl seiner Horde gab mir Carurema auf 93 an, die er alle namentlich aufführte. Es waren 31 Männer, 42 Frauen, 14 Knaben und 6 Mädchen. Die kleineren Kinder schienen dabei nicht mitgezählt zu sein. Ich glaube nicht, daß diese Liste vollständig war, denn er wurde, während er sie mir angab, von einem dabei sitzenden Curuaya ein paarmal an vergessene Namen erinnert und hatte wahrscheinlich nicht alle seine Untertanen namentlich im Kopfe. Eine Kopffzahl von 150 dürfte kaum zu hoch gegriffen sein. Ich glaube auch, wie gesagt aus Andeutungen, hauptsächlich von seiten Raymundos, schließen zu dürfen, daß auf der Terra do Meio noch mindestens eine andere Curuayahorde existiert, die den Ansiedlern unbekannt ist. Von den größeren, rechtsseitigen Zuflüssen des Curuá ist das Igarapé dos Curuayas das einzige, das von den Seringueiros wenigstens in einem beträchtlichen Teil seines Laufes — etwa 6 Tagereisen weit — befahren worden ist. Von all den übrigen, z. Teil nicht unbedeutenden Nebenflüssen des rechten Curuáufers, dem Igarapé do Bahú, Ig. do Barbado, dem Curuasinho, ist ihnen nur die Mündung bekannt. Da die Curuaya der Schifffahrt viel weniger kundig und ihr viel weniger zugetan sind als die Chipaya — was man schon aus ihrer Ungeschicklichkeit im Bootbau ersehen kann — vielmehr mit wenigen Ausnahmen den Aufenthalt im Festlande des Innern dem an den Ufern der größeren Flüsse vorzuziehen scheinen, wäre es nicht wunderbar, wenn ein Teil von ihnen der Aufmerksamkeit der ausschließlich ufer- und inselbewohnenden Seringueiros entgangen sein sollte.

### 3. Araras:

Über die Araras, die am linken Xingúufer, (wo Accioly noch einige ihrer Überfälle, wegen derer der Teil des Xingú am Fuße der Serra dos Araras eine Zeitlang vollständig von den brasilianischen Ansiedlern verlassen worden war, mit erlebt hatte), jetzt ganz verschollen sind, konnte ich folgendes in Erfahrung bringen: Gummisammler des Herrn Lopes da Costa in Curambi, etwa eine Tagereise oberhalb Sta. Julia auf dem linken Ufer des Iriri, haben diesem erzählt, daß sie einige Tagereisen landeinwärts nicht selten auf deutliche Spuren eines umherstreichenden Indianerstammes trafen, ohne daß es ihnen jedoch gelungen sei, mit den Wilden, die auf sehr niedriger Kulturstufe zu stehen schienen, in Verbindung zu treten oder sie überhaupt nur zu Gesicht zu bekommen. Glücklicher waren, wie mir Coronel José Julio de Andrade bald nach meiner Rückkehr vom Xingú mitteilte, dessen Leute am oberen Curuá de

Ituqui (zwischen Xingú und Tapajoz). Sie haben eine Niederlassung der zwischen Curuá de Ituqui und dem unteren Iriri hausenden Wilden aufgesucht und sind mit letzteren in friedliche Berührung getreten, bei der sie erfuhren, daß sie in der Tat mit Araras zu tun hatten. Näheres über den Besuch konnte ich jedoch bisher nicht erfahren, auch nicht meine Absicht, diese Wilden so bald wie möglich selbst aufzusuchen, zur Ausführung bringen.

#### 4. Assurinís:

Auch die Assurinís sollen sich seit langer Zeit ganz vom rechten Xingúufer zurückgezogen haben und heute landeinwärts, hinter den nach ihnen benannten Hügeln, leben. Sie sollen nur sehr geringe Verbindung mit den Ansiedlern des Xingú unterhalten, ohne ihnen jedoch feindlich gegenüberzutreten. Einige ihrer früheren Bekannten sollen sie sogar noch hin und wieder besucht haben. Einen der letzteren nannte mir Accioly, dem ich diese Nachrichten verdanke, mit Namen und meinte, es sei durch ihn vielleicht möglich, mit ihnen in Verbindung zu treten.

In Altamira sah ich im Geschäftshaus der Herren Bitar Irmãos einige sehr zierlich gearbeitete, mit Flechtarbeit geschmückte Waffen, die von Assurinís herrühren sollten. Sie waren von Barqueiros mitgebracht worden. Näheres konnte ich nicht erfahren.

#### 5. Die am Iriri „Carayá“ genannten Indianer:

Das rechte Ufer des Iriri, etwa von Bocca do Curuá aufwärts, heißt bei den Ansiedlern Terra do Carajá, und aufregende Gerüchte von in diesem Teil des Flusses von wilden Indianern verübten räuberischen und mörderischen Überfällen sind am ganzen Iriri verbreitet. Kein Brasilianer oder Iriri-Indianer wird auf dem rechten Ufer übernachten, und ich selbst wurde, als wir in diesen Teil des Iriri kamen, sehr ernstlich vor dem Jagen auf dem rechten Ufer, sogar bei Tage, gewarnt. Die Überfälle werden allgemein den Carajás zugeschrieben. Ich hatte mir eigentlich die Ansicht gebildet, daß sie, wenn auch nicht direkt abzuleugnen, doch keineswegs von den Indianern aus dem Tocantins-Araguaya-Gebiet herrühren könnten, sondern wohl eher einzelnen, besonders waghalsigen Indianern aus der Curuábevölkerung zuzuschreiben seien, von denen zur Zeit meiner ersten Reise einige für „muito valente“ (etwa: sehr gewalttätig) galten. Wirkliche Augenzeugen solcher Überfälle hatte ich damals nie gesprochen. Unter meinen Begleitern war auch niemand, der mir irgendeinen stichhaltigen Grund angeben konnte, warum er diese Indianer gerade für Carajás hielt. Erst im Igarapé dos Curuayas traf ich in dem sehr ruhigen und verständigen Cavalcante den ersten Brasilianer, der, 4 Jahre vorher, in dem berüchtigten Teil des Iriri wirklich ein Zusammentreffen mit den Räubern gehabt hatte, wobei zwei von ihnen getötet worden waren. Er beschrieb ihr Aussehen,

Haartracht, Ausrüstung usw: ziemlich genau, und aus der Schilderung ging deutlich hervor, daß es sich nicht um Curuáindianer handeln konnte, wohl aber paßte sie auf die Indianer vom Tocantins-Araguaya, welche Flüsse Cavaleante übrigens nie besucht hatte. Als er zufällig das Buch von Krause: „In den Wildnissen Brasiliens“ sah, das ich bei mir hatte, und das Raymundo seinen Landsleuten zu zeigen liebte, sagte er sofort, ohne zu wissen wovon es handelte, auf die Abbildungen deutend, so hätten seine Indianer auch ausgesehen, gerade so hätten sie die Haare geschnitten gehabt. Ferner erzählte mir der gleichfalls sehr nüchterne und zuverlässige Coronel Adolpho Castello Branco in Bocca do Curuá, daß tatsächlich im Besitz von Araguayaindianern Sachen gefunden worden sind, die zweifellos vom Iriri stammen, ja die zum Teil noch die Marke seines Hauses getragen haben. Ob es sich gerade um den Carajá genannten Stamm handelte, konnte ich aus den Berichten der beiden erwähnten Herren nicht mit Sicherheit entnehmen, da die Iriribewohner alle Stämme des Araguayagebiets unter diesem Namen zusammenfassen. Aber an dem zeitweiligen Auftauchen von Indianern aus letzterer Gegend auf dem rechten Iririufer zweifle ich nicht mehr. Wie sie dorthin gelangen, darüber machte sich niemand, den ich fragte, Gedanken. Ich möchte annehmen, daß sie wohl kaum das ganze riesige Gebiet zu Fuß durchqueren, sondern bei ihren Streifzügen entweder den Rio Fresco, der dem Araguaya so nahe kommt, daß ein großer Teil des Gummis aus diesem Flusse über ihn nach dem Xingú abgeführt wird, oder einen andern rechtsseitigen Zufluß des letzteren benutzen. Von dort bis zum Iriri könnten sie leichter über Land streifen, da derselbe dem Xingú gerade in diesem Teile seines Laufes sehr nahe kommt. Merkwürdig ist immerhin, daß die im Araguaya so gut beleumundeten Carajás hier im Xingúgebiet eine solche Kehrseite aufweisen.

#### 6. Die Indianer des Salto do Cashimbo:

Während wir am oberen Iriri keine Spuren fanden, die darauf schließen ließen, daß hier in neuerer Zeit Indianer auch nur vorübergehend sich aufgehalten hätten, fanden wir am Fuße des großen Curuáfalles, dem ich den ihm von seinen indianischen Entdeckern gegebenen Namen des Cashimbo gelassen habe, deutliche Reste von Indianerlagern und einen Fußpfad, der am Bergabhang hinauf zum oberen Plateau führte. Die Spuren waren anscheinend bereits einige Monate alt und hätten schließlich auch für die von Curuaya oder Chipaya gehalten werden können. Doch fanden sie sich auch oben auf dem Plateau, und außerdem erzählte Raymundo nach Berichten seiner Landsleute, die mit den Wilden vom oberen Flusse hier einmal zusammengetroffen waren, eine Reihe von Einzelheiten über deren Aussehen und Benehmen, die er unmöglich erfunden haben konnte. Es seien sehr häßliche Indianer gewesen, mit kurzen Haaren, Lippen-



pflöcken und ganz nackt. Doch hätten sie außer Bogen und Pfeilen auch Vorderlader bei sich gehabt. Er meinte, sie wohnten nicht am Cashimbo selbst, sondern seien nur des Pfeilrohrs wegen, das hier ungemein häufig ist, dahingekommen. Spuren dauernder Wohnsitze haben wir denn auch nicht gefunden, doch läßt der ziemlich gut ausgetretene Fußpfad darauf schließen, daß sie ziemlich regelmäßig an den Cashimbo kommen, und daß ihre Malokas nicht allzuweit entfernt sein dürften. Wäre die Jahreszeit nicht so weit vorgeschritten und unsere Vorräte fast zu Ende gewesen, so hätte ich gern einen Versuch gemacht, sie zu erreichen. Doch konnte ich mit Rücksicht auf meine Begleiter hieran nicht denken.

Zwei Jahre später erzählte mir Accioly bei einem Besuch in Para, daß die Indianer des Cashimbo neuerdings aufgetaucht und sogar ein Stück den Curuá herabgekommen seien, wobei sie sich sehr freundschaftlich benommen hätten. Ein einzelner von ihnen fand sich später ganz bei den Seringueiros ein und lebt noch heute dort. Durch Herrn C. N. Unkel, welcher hoffentlich bald in der Lage sein wird, über seine Erlebnisse unter den Iriri-Curuá-Indianern zu berichten, ist zweifellos festgestellt worden, daß diese Indianer Caiapós sind, die im Quellgebiet dieser Flüsse zu hausen scheinen.

## 7. Spuren älterer Indianerbevolkerungen am Iriri-Curuá:

### I. Felsritzungen.

In der Terra do Carajá, aber noch in dem von Seringueiros bewohnten Teile, fanden wir einmal an steiler Granitwand eine Felsritzung, bestehend aus zwei großen Spiralen dicht nebeneinander so angeordnet, als ob sie Augen darstellen sollten. Meine Leute hielten sie auch dafür, und eine in der Mitte darunter befindliche Vertiefung, die aber auch natürlichen Ursprungs hätte sein können, für den dazugehörigen Mund oder die Nase. Ich habe die Spiralen mit besonderer Berücksichtigung der Windungen, ihrer Zahl und Richtung an Ort und Stelle abgezeichnet, so gut es ging. Ihr Durchmesser betrug etwa einen Meter (für jede von ihnen).

Später sagte mir Accioly, daß auf einem Felsen in der Iriri-mündung sich gleichfalls Felsritzungen, oder sogar Malereien finden sollen. Er war seiner Sache ganz sicher und behauptete, sie selbst gesehen zu haben. Meine Begleiter auf der Rückfahrt jedoch hatten nie von ihnen gehört und konnten sie nicht finden.

### II. Reste von Töpfereien.

Bei einem zufälligen Zusammentreffen im Iriri, wo er mich mit seinem Motor überholt hatte, schenkte mir Accioly einige kleine aus Ton gebrannte Tierköpfe und Scherben, die ihm ein etwas oberhalb von Sta. Julia wohnender Seringueiro gegeben hatte. Auf dem Rückweg suchte ich selbst die Stelle auf, um womöglich Grabungen



zu veranstalten, doch mußten wir uns des steinharten Bodens wegen, darauf beschränken, die an der Oberfläche einer Roça herumliegenden, nicht zahlreichen und größtenteils schlecht erhaltenen Bruchstücke zu sammeln. Es sind Scherben verschiedener Art, Tierköpfe geringer Größe, Füße u. dgl., welche sehr an die auf den Campos des unteren Amazonas so häufigen Töpfereireste erinnern. Die Chipaya und Curuaya betrachteten sie mit demselben Erstaunen wie wir. Unter den von ihnen verfertigten Töpfereien findet sich nichts, was daran erinnert.

### III. Muirakitäs.

Der von Carurema in einer Cachoeira des oberen Igarapé dos Caruayas gefundene Muirakitä dürfte gleichfalls von einer früheren Bevölkerungsschicht herrühren. Derselbe ist aus rötlichem Stein sorgfältig in Form eines Käfers geschnitten und poliert. Die Indianer hielten ihn für eine einfache Merkwürdigkeit und verbanden offenbar keine eigenen Erinnerungen damit. Herr Unkel hat aus der Nähe desselben Fundorts ein zweites Stück derselben Art, aber bedeutend kleiner, erhalten.

### Kulturverhältnisse.

#### Chipaya:

#### Malokas:

Die in Sta. Julia schon längere Zeit bestehenden sowie neugegründeten Malokas unterschieden sich wenig von derjenigen Manoelsinhos, oder überhaupt von der Bauart der einfacheren Seringeiröwohnungen.

Einzelne hatten sogar schon einen vollständig geschlossenen Raum, der etwa ein Viertel der Grundfläche einnahm. Alle enthielten Gestelle zur Aufbewahrung des Hausgeräts und etwaiger Vorräte. Das Material waren aus Baumstämmen grob zugehauene Pfosten und Sparren für das Gerüst, Palmstroh für das Dach, und Lianen (Çipos) mit denen Pfosten und Sparren verbunden waren. Der Fußboden war stets der mehr oder weniger sorgfältig festgestampfte Erdboden. Die Wände des geschlossenen Raumes, soweit ein solcher vorhanden, bestanden entweder aus mit Lehm gefüllten Pfostengitterwerk, oder aus an den Eckpfosten quer befestigten Palmwedeln. Ähnliche Wände sind vielfach auch bei den Seringueiros, nicht nur hier, sondern in ganz Amazonien in Gebrauch.

In dem ursprünglichen Wohngebiet der Chipaya im Curuá hatten diese vor ihrem Abziehen ihre Malokas größtenteils verbrannt. Die stattlichste der stehengebliebenen war die des Joaquim Velho, ganz ähnlich wie die seinerzeit von mir beschriebene des Manoelsinho, auch in den Größenverhältnissen. In der linken hinteren Ecke befand sich ein Farinhaofen nach brasilianischer Art, der einzige, den ich in einer Maloka gesehen habe. Eine andere Maloka, welche wir der in ihr enthaltenen Gräber willen aufsuchten, war seit Jahren

verlassen und infolgedessen halb verfallen. Nur das Pfostengerüst und die Dachsparren standen noch zum größten Teil, und auf letzteren hingen noch Reste des Palmdaches. Die Maloka war viel kleiner als die des Joaquim Velho, obwohl in ihr drei aufeinanderfolgende Tushauas gewohnt haben sollen. In der Bauart unterschied sich auch diese Hütte, soviel man von ihr noch sehen konnte, nicht von den bisher geschilderten.

Am oberen Curuá, wo vor der Übersiedelung nach Sta. Julia der Hauptteil des Stammes gewohnt zu haben scheint, war fast alles vor dem Abzuge verbrannt worden. Die Ansiedelungen schienen hier alle auf dem rechten Ufer des Flusses gewesen zu sein, im Gegensatz zu denen am unteren Flusse, wo sie links, oder auf Inseln lagen. Dagegen befanden sich hier auf der linken Seite verschiedene noch wohl erhaltene Pflanzungen, und in der einen oder der andern von diesen mag auch eine Maloka gestanden haben. Doch habe ich keine solche gesehen.

Eine fast neue Maloka stand auf dem rechten Ufer, vollständig wohl erhalten, und sie war weitaus die interessanteste von allen von mir am Curuá oder Iriri gesehenen, da sie einen vollständig abweichenden Bautypus aufwies. Sie hatte keine geraden, das Dach stützenden Wände wie die andern, sondern bestand, wenn man so will, nur aus einem tunnelförmig gewölbten, bis zum Boden herabreichenden Palmblattdach. Der Grundplan war rechteckig, der Boden gestampfte Erde, eine der Schmalseiten war zum Teil durch eine Wand aus Palmblättern geschlossen. Ein Traggerüst fehlte. Hinter der ersten Maloka stand eine zweite, kleinere, mit dem gewöhnlichen Schrägdach gedeckt, sonst vollständig offen. Ich habe die größere Maloka an Ort und Stelle skizziert, mit besonderer Berücksichtigung des Gerüsts. Letzteres bestand aus 3, wohl 5–6 m hohen Pfosten, die auf der mittleren Längslinie in gleichen Abständen angeordnet und am oberen Ende sowie in Mittelhöhe durch Querbalken verbunden waren. Rechts und links von ihnen befanden sich je zwei etwa halb so hohe Pfosten (es fehlte der dem Mittelpfeiler der Maloka entsprechende), gleichfalls durch Querbalken verbunden. Am Grunde der beiden Längswände zog sich je eine weitere Pfostenreihe hin, die aus zahlreichen niedrigen Pfosten von kaum  $\frac{1}{2}$  m Höhe bestand, welche gleichfalls durch Querstäbe verbunden waren. Zwischen letzteren und dem hohen Mittelquerbalken waren in etwa 1 m Abstand von einander zahlreiche starke, sehr elastische Sparren befestigt, die von den Querbalken der halbhohen Pfosten mit gestützt wurden und durch Cipos mit ihnen verbunden waren. Sie bildeten das eigentliche Tunnelgewölbe. Bedeckt war dasselbe mit einer dicken Schicht auf allen Seiten herabhängender Palmblätter. Das eine Ende des Tunnels war durch eine leichte Wand aus Palmwedeln zum Teil geschlossen, eine schadhafte Stelle der letzteren durch eine geflochtene Matte verstärkt.

Vor wenigen Jahren noch haben die Chipayas in einer Aldeia beieinander gewohnt, die später verbrannt wurde. Wir besuchten die Dorfstelle, an welcher von der größten Maloka noch soviel Pfosten stehen geblieben waren, daß man einen Schluß auf ihre Bauart ziehen konnte. Hier war die Grundfläche oval gewesen und ihre Umrißlinie noch deutlich durch niedere Pfosten von etwa  $1\frac{1}{2}$  m Höhe bezeichnet. Einwärts von diesen standen höhere Pfosten von etwa 2 m Höhe, in geringerer Anzahl, im Mittelpunkt war ein noch höherer Holzpfiler vorhanden. Diese hatten offenbar das bis zum Erdboden reichende Dach getragen. Die Anordnung der Pfosten ähnelte durchaus der in den später zu erwähnenden Hütten der Curuaya, nur daß letztere bedeutend kleiner waren. In der Mitte der einen Längswand befanden sich, etwas von ihr entfernt, zwei weitere Holzpfosten von etwas über  $1\frac{1}{2}$  m Höhe, deren oberer Teil Kopf und Brust menschlicher Personen darstellte, ähnlich denen, die ich in einer Curuaya Maloka vor dem Kashiriboot stehend gefunden hatte, aber besser ausgeführt. Mit dem eigentlichen Hausgerüst hatten diese nichts zu tun. Andere, sehr schlecht erhaltene Reste gehörten 2 oder 3 kleineren Malokas an, welche gleichfalls einen elliptischen Grundplan gehabt zu haben schienen.

#### Hausgerät:

Während die verlassenen Malokas am unteren Curuá kaum noch Reste von Hausgerät enthielten, war in den bei St. Julia neu entstandenen noch nicht Zeit gewesen, die eigene Industrie wieder aufzunehmen, während in den an letzterem Orte schon länger bestehenden wiederum eine Menge Artikel europäischer oder amerikanischer Herkunft an Stelle der früher selbst gefertigten getreten waren. Mein Besuch fiel in dieser Hinsicht in eine besonders ungünstige Periode, und die von mir gesammelten Gegenstände geben sicher nur einen schwachen Begriff von dem, was die kunstfertigen Chipaya wirklich zu leisten vermögen.

Um mit den aus Holz hergestellten Gegenständen zu beginnen, so fehlten z. B. Schemel, wie sie zum regelmässigen Hausmobilar der sonst viel weniger vorgeschrittenen Curuaya gehören, vollständig. In den oberen Malokas waren sie wahrscheinlich mit verbrannt, bei St. Julia wurden sie nach Seringueirositte durch leere Kisten, Holzklötze u. dergl. ersetzt. In länger bewohnten und nicht in so unmittelbarer Nähe von Ansiedlungen gelegenen Malokas dürften Schemel sich wohl auch vorfinden.

An Flechtarbeiten war sowohl in den alten als in den neuen Malokas wenig vorhanden, und dieses wenige, wie mir schien, wies keine charakteristischen Merkmale auf. Es fehlten die hübschen Muster und Verzierungen, womit die Indianer im Norden des Amazonas oder die aus dem Toeantinsgebiet die von ihnen hergestellten Flechtgegenstände zu schmücken pflegen. Auch in diesem Falle halte



ich für möglich, daß die besonderen Umstände, unter denen die Chipaya gerade lebten, ihnen noch keine Zeit zur Herstellung künstlicher Flechtarbeiten gelassen hatten.

Etwas mehr kann ich über die für den indianischen Haushalt so wichtigen Cuias (Trinkschalen und Wasserbehälter) sagen, welche teils aus den Früchten des Cuieiro (*Crescentia eujete*), teils aus Kürbisschalen hergestellt werden. Sie fanden sich in allen Größen und Gestalten, meist aber unverziert. In Ains Maloka, einer der ältesten am unteren Iriri, erhielt ich jedoch ein paar große, über und über mit Mustern bedeckte Cuias, und bei einer der verlassenen Malokas am oberen Curuá fand ich die noch grünen Früchte einer Kürbispflanze mit eigentümlichen eingeritzten Linien überzogen, welche mir über die Herstellung der äußeren Verzierungen meiner Cuias Aufschluß gaben. An andern noch unverzierten Früchten derselben Staude zeigten mir meine indianischen Begleiterinnen, wie man mittelst eines spitzen Stäbchens die Muster in die noch weiche Schale der Frucht einritz. Diese bleibt an der Staude sitzen und entwickelt sich weiter. Bei der Reife treten die eingeritzten Muster als gelbliche Linien hervor, die meist noch mit schwarzer Farbe nachgezogen werden. Sie bestehen gewöhnlich aus labyrinthisch verschlungenen Linien. Eine Abbildung dürfte den besten Begriff davon geben. Wie die Außenseite ist auch die Innenseite der beiden erwähnten Cuias vollständig bemalt, und zwar mit einem gleichartigen roten Muster auf schwarzem Grund, und bei der einen ist sie außerdem von drei etwa 2 cm breiten Linien, einer geraden in der Mitte und zwei schlangenartig gewundenen an den Seiten, durchzogen.

Eigengemachte Töpferei habe ich während meines ersten Aufenthalts in Sta. Julia nicht in den Malokas bemerkt. Zum Teil hatte dies wohl dieselben Gründe, die ich schon oben anführte, daß nämlich die neu hinzugezogenen Indianer ihre Handfertigkeiten erst in einem geringen Umfange wieder aufgenommen hatten. Doch glaube ich, daß ich bei näherem Nachsuchen in den schon länger bestehenden Hütten wohl neben den glühend geliebten und begehrten bunten Steingutschalen paraenser Ursprungs auch noch die unscheinbaren nationalen Töpferwaren gefunden haben würde. In den verlassenen Malokas waren fast überall halb oder ganz zerschlagene Töpfe und Schüsseln in großer Menge vorhanden. Dieselben bestanden im allgemeinen aus sehr grobem Material und waren zum Teil mit einer Art Glasur überzogen. In einer Ecke des bereits erwähnten verlassenen Dorfplatzes standen drei Riesentöpfe, die teils unverletzt, teils wenig beschädigt waren. Sie waren aus demselben groben scharfsandigen Material gefertigt wie die andern und unglasiert. An Größe übertrafen sie alles sonst von mir Gesehene. Die Öffnung des größten, eines bauchigen Gefäßes mit eingezogenem Rande, hatte einen Durchmesser von 69 cm, seine größte Weite (Durchmesser des bauchigen Teiles) war etwa 88 cm und ebensoviel betrug die Höhe. Diese Töpfe

hatten zur Aufnahme von Cashiri gedient, wie mir meine Begleiter sagten. Leider war es mir nach meiner Rückkehr nach Sta. Julia wegen Fieber nicht möglich, die Malokas in der Nähe von neuem aufzusuchen. Es sprachen aber Anzeichen dafür, daß die Chipaya sich nunmehr eingelebt und mit dem Selbsthaftwerden manche ihrer früheren Beschäftigungen wieder aufgenommen hatten. Bei einem feierlichen Besuch — sie wollten mir einen Karia vorführen — überreichten sie mir als Geschenk ein rotes Tongefäß aus viel feinerem Material als sonst üblich, welches außen und innen mit schwarzer Farbe bemalt war. Außer dem schon bei den Cuias erwähnten Labyrinthmuster, das im Innern zwei kleinere, außen zwei größere viereckige Felder bedeckt, finden sich zwischen diesen je drei fast 1 cm breite Streifen, von eigentümlich gebogenen Linien (etwa einer 5 ohne Haken gleichend) eingerahmt. Die Form dieser Schale ist sehr eigenartig: Ueber dem einer flachen, rundgewölbten Schale gleichenden Unterteil erhebt sich ein steiler nach außen geschweiffter Rand von mehr als doppelter Höhe, auf welchem sich die Malerei befindet. Das Gefäß ist ganz neu und scheint besonders als Geschenk für mich angefertigt worden zu sein.

Eins der wichtigsten Hausgeräte der Indianer, da es Bett und Stuhl zu gleicher Zeit vertritt, ist die Hängematte. Die Chipaya rühmten sich, daß sie gewebte Hängematten verfertigten, im Gegensatz zu den Curuaya, welche nur zu knüpfen verstanden, und dies fand ich später insofern bestätigt, als die wenigen gewebten Hängematten, die ich in den Malokas der Curuaya fand, von Chipayafrauen angefertigt worden waren. Eine befand sich gerade auf dem primitiven Webstuhl, einem einfachen, aus geraden, mit Çipo zusammengebundenen Aesten gefertigten viereckigen Rahmen. Die Weberin hatte mit bunten Fäden ein Muster eingewirkt, wozu sie die Fäden einer alten Hängematte aus Ceara entnommen hatte. Alle übrigen Hängematten, die ich sah, waren von graubräunlicher Farbe und ungemustert.

Meine Begleiterinnen auf der Reise — fast sämtlich Chipaya — hatten Spindeln bei sich, ziemlich grobe Holzstäbe mit einer Knochen-scheibe an einem Ende, mit denen sie geschickt und schnell spannen. Das Garn war von verschiedener Stärke, feiner und gleichmäßiger als das von den Curuaya eingetauschte. Es wurde in runden Knäulen von etwa 10 cm Durchmesser aufbewahrt. Obgleich sie selbst ein genügend feines und dauerhaftes Garn spannen, waren meine Begleiterinnen doch ganz versessen auf das Nähmaschinengarn, welches ich bei mir hatte, für ihre Perlenarbeiten, wahrscheinlich seiner größeren Gleichmäßigkeit wegen.

#### Kleidung, Haartracht, Schmuck:

Wenn auch die Kleidung der zivilisierten Brasilianer mehr und mehr Eingang findet, so traf man doch, besonders in den Malokas,

die Chipaya noch häufig genug in ihrer nationalen Tracht. An eigentlichen Kleidungsstücken ist allerdings nur die Tanga der Frauen zu nennen. Dieselbe ist, wenn selbst gewebt, gewöhnlich von hellbräunlicher Farbe, mit dunkleren Streifen und Karos gemustert, und besteht aus einem groben viereckigen Tuch von etwa 1 m im Quadrat. Sie wird durch einen unterhalb der Taille umgeschlungenen Bindfaden festgehalten; an der Seite bleibt sie offen. Außer den selbstgewebten Stoffen kommen jetzt häufig bereits von den Seringueiros eingehandelte zur Verwendung. Zur Zeit meines ersten Aufenthalts im Iriri-Curuá war der derbe blaue Stoff, aus dem die gewöhnlichen Seringueiro-Anzüge hergestellt werden, hierzu besonders beliebt. Neuerdings schien sich aber der Geschmack auch dem Feuerrot zugewandt zu haben, und es war große Nachfrage nach so gefärbten Stoffen. Die Frauentracht der unteren Stände Brasiliens, aus langem Rock und loser Jacke bestehend, sieht man jetzt schon häufig, besonders bei den zwischen den Seringueiros ansässig gewordenen Indianern, und einige besondere Schützlinge Accioly's stolzierten sogar in hochmodernen, aus Pará mitgebrachten Toiletten umher, schienen sich aber nicht sehr glücklich darin zu fühlen. Einige der Indianerinnen, vor allem Maria, Raymundo Curuayas Frau, waren wirklich gewandt im Schneidern. Letztere fertigte aus den Stoffen, die ich bei mir hatte, im Handumdrehen für sich und ihre Begleiterinnen Kleider an. Die langen Nähte wurden in irgend einer Seringueirohütte, wo wir ein paar Stunden Halt machten, schnell mit der Maschine heruntergenäht, das übrige mit der Hand im Boot. Nur Pedro Marques Frau blieb durchweg, auch auf der Bootfahrt, der Tanga treu.

Noch mehr als bei den Frauen ist die ursprüngliche Tracht bei den Männern bereits verdrängt worden. Man traf einen großen Teil von ihnen selbst bei unvermuteten Besuchen in den Malokas, schon in Hosen, und wenn sie nach Sta. Julia kamen, hatten sie fast sämtlich ausserdem Hemd oder Jacke angelegt. Darunter trugen allerdings viele noch den Perlengürtel, und dem letzteren Kleidungsstück wurde noch so viel Wert beigelegt, daß es mir nicht gelang, eins davon einzuhandeln.

Einige Indianerinnen „frisierten“ sich bereits, und ebenso hatten einige der Männer die Haare abgeschnitten. Doch waren dies Ausnahmen. Auch die schon mit Kleidung versehenen Chipaya trugen fast sämtlich die Haare lang herabhängend, manchmal gescheitelt, und die ausgeschnittene runde Marke auf der Stirn, die von Zeit zu Zeit mit Uruçu rot gefärbt wird, war in solchem Falle stets vorhanden. Merkwürdige Zöpfchen und steif gedrehte, Hörnern gleich abstehende Löckchen sah ich manchmal bei Kindern im Festschmucke, nie aber bei Erwachsenen. Ich hatte eine große Menge Kämme mitgebracht, und diese fanden großen Absatz. Außerdem besaßen aber alle Indianer noch selbst hergestellte Kämme, wie ich solche später auch von den Curuaya eintauschte.



Mit Ausnahme des Kopfhaares und der Wimpern entfernen die Chipaya sämtliche stärkeren Gesichts- und Körperhaare (einschließlich des Bartes und der Augenbrauen) mit der größten Sorgfalt. Auf unserer Reise wurde die Prozedur des Haarausreißen — ein Dienst, den man sich gegenseitig erweist — immer von Zeit zu Zeit vorgenommen, wenn wir an Stellen kamen, wo eine gewisse Palme wuchs, aus deren Blättern man die feinen, zähen, etwas rauhen Fasern gewann, die zum Haarausreißen dienten. Zwei solcher Fasern werden mit den Enden umeinandergedreht, so daß in der Mitte eine kleine Schlinge offen bleibt, in welcher das zu entfernende Haar eingefangen und durch plötzliches Straffziehen der beiden Enden sicher und schmerzlos entfernt wird. Dies war natürlich eine zeitraubende Arbeit, da jedes Haar einzeln entfernt werden mußte.

Für Schmuckzwecke werden bei den Chipaya auch heute noch „Missanga“, Porzellan- oder Glasperlen verschiedener Form und Größe besonders geschätzt. Die Hauptfarbe ist immer noch Blau in verschiedenen Tönen und Schwarz, das als eine Schattierung von Blau zu gelten scheint. An zweiter Stelle steht Weiß, wirkliches Kreideweiß — durchscheinende oder gar durchsichtige Sorten werden wenig geschätzt. — Die Indianer zeigten mir einmal eine undurchsichtige gelbe Perle und fragten, ob ich ihnen nicht mehr von dieser verschaffen könne. Sie schienen ihr besondern Wert beizulegen. Ich sah die Farbe aber kaum jemals in ihrem Schmuck. Eine mattrosa Perle war etwas häufiger. Alle möglichen Arten der augenblicklich in Pará gangbaren Perlen wurden ziemlich reichlich verwendet, es war aber nie Nachfrage danach. Man nahm sie wohl als Geschenk, aber nur ungern als Tauschartikel. Getragen wurde der Perlenschmuck von den Männern vor allem in Form der Gürtel, die ich zwar bereits bei der Kleidung erwähnt habe, die aber doch wohl eher dem Schmuck zuzurechnen sind. Sie werden in der Weise angefertigt, daß man eine lange, einfache Perlenschnur solange um den Körper windet, bis die gewünschte Breite des Gürtels erreicht ist und die Windungen vermittelt senkrecht verlaufender Fäden in einigen Zentimetern Abstand miteinander verbindet. Ein solcher Gürtel kann natürlich nur schwierig wieder abgenommen werden, und sein Anlegen erfordert beträchtliche Zeit, weswegen man die Indianer, die ihn benutzen — und das sind bis jetzt noch die Mehrzahl — nie ohne den Perlengürtel sieht. Dieser ist stets blau, oft in zwei Schattierungen dieser Farbe gehalten, oder blau mit schmalen, weißem Rand. Ich habe nie andere Farben, wie sie wohl bei dem übrigen Schmuck vorkamen, daran bemerkt.

Wie die Gürtel der Männer so gehörten die dicken Perlenhals-schnüre sowie die Arm- und Fußbänder zu dem Schmuck, der ständig — Tag und Nacht — getragen und nur ausnahmsweise, gewöhnlich nur, wenn er zerrissen ist, abgelegt wird. Die mühsame Art des Anlegens erklärt dies ohne weiteres. Einige Armbänder, die nicht

gerade sehr häufig sind, und die von einigen Männern und Frauen oberhalb des Handgelenks getragen wurden, sind genau in derselben Art angefertigt, wie die Gürtel; auch sie sind stets blau und weiß. Die Arm- und Beinbänder aus Baumwolle sind um das betreffende Glied gewebt und werden daher gleichfalls nur ausnahmsweise abgenommen. Oft ist dies überhaupt nicht möglich, stets sehr mühsam und eine wahre Quälerei für den Träger. Davon konnte ich mich beim Sammeln überzeugen, wo wir die gewünschten Bänder oft genug herunterschneiden mußten. Diese Baumwollbänder werden von Zeit zu Zeit mit Urucúmasse, welche die Indianer in besonderen Schälchen oder Beutelchen bei sich führen, aufgefärbt. Erwachsene beider Geschlechter tragen sie stets um die Oberarme und die Fußknöchel und meist auch unterhalb des Knies. Frauen tragen manchmal auch ähnliche Bänder um das Handgelenk. Die Fußknöchel- und Handgelenkbänder sind gewöhnlich bedeutend breiter als die um Knie und Oberarm. Hin und wieder sind diese Bänder, besonders die um den Oberarm, noch mit Perlengehängen verziert.

Der leicht abnehmbare Schmuck der Chipaya, der infolgedessen nicht immer, sondern nur bei bestimmten Gelegenheiten getragen wird, ist nach Form und Material sehr mannigfacher Art. Man kann ihn etwa in Stirn-, Ohr-, Hals-, Brust- und Armschmuck einteilen, und das Material dazu besteht aus Glasperlen, Federn, Früchten, Zähnen u. a.

Aus Perlenschnüren in eigenartiger Weise geflochtene Bänder dienen als diademartiger Kopfschmuck (oder als Halsketten). Auf beiden Seiten der roten Stirnmarke werden von den Frauen manchmal Quästchen aus Perlen getragen, welche vermittelt einer klebenden Masse (Wachs?) befestigt werden. Die Federkronen, die man gewöhnlich nur bei den Tänzen anlegt, trägt man an einem Strohrefif befestigt, der sie stützt und aufrecht erhält. Fehlt der Strohrefif, so klappt die Federkrone — besonders wenn sie schon viel gebraucht ist — herab und bildet eine Art Schirm, wie auf dem Bilde des „Coronel“, den ich 1909 am Curuá photographierte, sichtbar. Die Kronen selbst bestehen aus einem aufrechten Kranz größerer Federn, welcher gewöhnlich einfarbig weiß, gelb oder grün ist. In ersterem Falle rühren die Federn von Waldstörchen (*Tantalus luculator*), in letzterem von Ara- oder Papageienarten her. Diesen Hauptkranz umschließt unten ein kleinerer, aus mehreren Reihen glänzender schwarzer Tucan- und feuerroter Arafederchen bestehender. Die Herstellung gerade dieses unteren Federrandes ist sehr mühsam und zeitraubend. Nachdem das Maß des betreffenden Kopfes genommen ist, werden zwei Baumwollfäden von der nötigen Länge straff zwischen in die Erde gesteckten Stäben aufgespannt und an ihnen die Federchen einzeln oder in kleinen Büscheln befestigt. Die so erhaltenen Kränzchen werden dann wieder an einem 2—3 cm breiten Baumwollbande befestigt, gewöhnlich in 4 Reihen, 2 aufwärts und 2 abwärts gerich-

teten. Manchmal sind die unterste und die oberste Federreihe direkt an das Baumwollband geknüpft, was noch mühsamer zu sein scheint. Die großen Federn werden dann mit den unten umgeknickten Kielen am obern Rande des Bandes und manchmal noch an der obern Reihe Federchen befestigt. Das Band endet jederseits in Schnüren, mit denen die Krone auf dem rinnenförmig ausgehöhlten Strohrefen festgebunden wird. Solche Kronen werden hauptsächlich von Männern getragen, doch sah ich in Ausnahmefällen auch Frauen mit ihnen geschmückt, und meine Begleiter wollten eine solche auch für mich anfertigen. Sie kam aber nicht über das Stadium des Federkranzes hinaus. Ein Kopfputz dagegen, den ich nur bei Frauen sah (und zwar nur bei den Tänzen) waren hutkrempenartige, aus Palmfiedern geflochtene Schirme, vorn breit, nach hinten schmaler werdend, und mit einem herabfallenden Schwanz von Fiedern geziert. Diese dienten nur zu je einem Tanzabend und wurden dann fortgeworfen. Einen sehr hübschen, doppelten, aus weißen Flaumfedern gefertigten Kranz trug bei einem Karia die Frau des Pedro Marques. Leider konnte ich mir denselben nicht verschaffen und kann daher nichts näheres über ihn angeben, als was man auf der Photographie sieht.

Ohrfedern trugen nur junge Männer, und auch diese nicht immer. Ohrstäbchen dagegen sah ich nur bei Frauen. Diese waren etwa 6–8 cm lang und bestanden aus einem Stäbchen, welches eine große weiße oder blaue Perle als Abschluß hatte und zur Hälfte mit einem zierlichen Fadenmuster umwunden war. An diesen Stäbchen wurden bei festlichen Gelegenheiten noch quastenförmige Perlengehänge befestigt.

Hals- und Brustschmuck bestand außer den bereits erwähnten Perlenwülsten aus Ketten aller Art und Länge. Manche waren bandartig, hübsch aus Glasperlen gearbeitet, andere bestanden aus ein- oder mehrfachen Schnüren von Perlen der mannigfachsten Art, Größe und Farbe, obwohl, was letztere betrifft, auch hier blau und weiß vorherrschte. Interessanter waren mir jedoch die aus Fruchtschalen oder Früchten gefertigten Ketten. Zu einigen waren die weißglänzenden, erbsengroßen Samen einer Graminee (Coix?) verwendet, die man durchbohrt und perlenartig an einer Schnur aufgereiht hatte. Das Hauptmaterial lieferte jedoch eine kleine, von den Indianern Tucumã genannte Palme, (eine Art *Bactris*, sie hatte mit der hier in Pará tucumã genannten *Astrocarium tucuman* nichts zu tun). Die schwarz- oder braunglänzenden ausgehöhlten Fruchtschalen derselben werden in verschiedene Formen geschnitten, welche bald stilisierte Tiere darstellen, bald nur mit Mustern bedeckt oder durchlöchert sind, und dann in großer Menge an einer einfachen Perlen Schnur aufgereiht. Andere Ketten bestehen aus zahlreichen, gleichfalls aus tucumã hergestellten, an Perlschnüren aufgehängten Ringen. Ketten aus Zähnen wurden hauptsächlich von Männern und Knaben



getragen. Affen-, Capivara-, Wildschwein-, Tigerkatzen- und Jaguarzähne sah ich hierzu verwendet. Die letzteren trugen ausschließlich Männer. Dem Tierreich entstammte auch ein niedliches Kettchen, mit dem mich meine Begleiterin Maria während der Reise beschenkte: Schalen von einer Anastomaart (Schneckenhäuser) in regelmäßigen Abständen an einer einfachen Perlenschnur aufgereiht. Auch Fischwirbel fanden Verwendung.

An den Armen schmückten sich Männer sowohl wie Frauen außer mit den bereits erwähnten roten Baumwollbändern, Perlenmanschetten u. s. w., mit mannigfachem Kettenschmuck, ähnlich dem eben beschriebenen Hals- und Brustschmuck. Ein originelles Armband, das ich erhielt, bestand aus zierlichen, gleichfalls an einer Perlenschnur aufgereihten Fischwirbeln. Kinder trugen auch feste Armreifen, aus harten größeren Fruchtschalen gearbeitet. Die Finger wurden mit zahllosen, sehr zerbrechlichen Ringen aus tucumã, wie solche auch zu Ketten Verwendung fanden, bedeckt. Hin und wieder waren diese mit einem zierlichen, eingeschnittenen oder eingeritzten Muster verziert.

#### Bemalung:

Für gewöhnlich begnügten sich die noch an den alten Sitten festhaltenden Chipaya mit einem mittelst Genipaposaft hergestelltem schwarzblauen Ring um die Lippen, von dem zwei gleichfarbige Streifen in die Ohrgegend verliefen, und der von Zeit zu Zeit einer Auffrischung bedurfte. Bei den Festen wird aber reiche und oft zierliche Malerei nicht nur im Gesicht sondern auch am ganzen Körper angebracht. Ich habe von einigen der Malereien, die bei dem mir zu Ehren veranstalteten Karia zu Tage kamen, Skizzen gemacht die wenigstens einen Begriff von ihrer Art geben mögen. Auch die von meiner Chipayaindianerin Maria bei dem Feste in der Curuaya-aldeia ausgeführten Malereien gehören hierher und nicht zu letzterem Stamme, der in diesen Dingen eine viel geringere Kunstfertigkeit besitzt. Das Labyrinthmuster, das ich bei der Töpferei und den Cuias bereits erwähnt, kommt auch bei dieser Malerei vor, ich sah es z. B. auf dem Bein eines der in Sta. Julia tanzenden Männer. Sonst waren die Motive sehr mannigfaltig aus einer Kombination von Bogen, Punkten und Streifen bestehend und individuell nach dem Geschmack der einzelnen wechselnd, immer aber von einem Sinn für Ornamentik zeugend.

Feststehend schien die Gesichtsmalerei zu sein. Sie bestand aus je drei Schrägstreifen rechts und links von der Stirnmarke. Von dem oberen Ende des äußeren dieser Streifen ging ein anderer gerader Strich quer über die Kopfseite zum oberen Ohrrande. Vom unteren Ohrrande verlief ein anderer Streifen zum Mundwinkel und ging dort in den Lippenkreis über. Ueber den Augen war ein oben offenes Doppelhäkchen angebracht und quer über die Nasenwurzel

verliefen zwei Streifen. In einigen Fällen sah ich die Linien an Mund und Ohren von zwei Reihen Pünktchen oder von zwei feinen Linien eingefasst, was einen sehr zierlichen Eindruck machte. Oberarme und Unterschenkel waren oft mit auf schwarzem Grunde ausgesparten Kreuz- oder Schnörkelmustern verziert, die Füße ganz schwarz bemalt mit Ausnahme des mit Mustern geschmückten Fußrückens. Auf der Reise beschmierten meine Indianerinnen sich und ihre Genossinnen und Genossen (mich eingeschlossen) zum Scherz über und über mit Genipaposaft, wenn wir auf diese Bäume trafen. Aus einem andern Bäumchen gewannen sie eine wundervolle Eosinfarbe, und dann strahlten wir alle wie die Morgenröte. Doch waren dies nur Spielereien, in denen sich allerdings die jüngeren Indianerinnen, Tayady und Maria chichi, gar nicht genug tun konnten.

#### Musikinstrumente:

Bei den Tänzen, welchen ich beiwohnte, wurden nie Musikinstrumente gebraucht, was natürlich nicht ausschließt, daß sie bei bestimmten Gelegenheiten doch verwendet werden. Die größeren von mir gesammelten Flöten scheinen hauptsächlich zum Anmelden der Boote in der Nähe von Malokas zu dienen, wenigstens bezeichneten sie die Indianer selbst als Businas, wie die diesem Zwecke dienenden Signalhörner in den Seringueirobooten genannt werden. Die kleineren Pan- und Knochenflöten dienten anscheinend nur zur Unterhaltung. Tabaya flötete eine Zeitlang allabendlich während unserer Reise zu seinem und unserem Vergnügen, doch zog er sich dabei unter sein Mosquiteiro zurück und tat geheimnisvoll, so daß ich nicht einmal mit Sicherheit sagen kann, welches Instrument er benutzte. Nach der Mannigfaltigkeit der hervorgebrachten Töne zu urteilen, schien es aber eine Panflöte zu sein.

#### Waffen und Jagd:

Die Hauptwaffe der Chipaya ist noch immer der Bogen. Daneben ist neuerdings die Büchse amerikanischer Herkunft, das rifle, wie es die Seringueiros führen, ein ersehnter Besitzgegenstand geworden. Doch haben bis jetzt nur wenige Indianer es zu einiger Fertigkeit in dessen Handhabung gebracht, wie z. B. mein Begleiter Pedro Marques.

Der Bogen besteht aus schwarzem, starkem, elastischem Holz, wahrscheinlich vom pau d'arco herrührend, obwohl es sich im Aussehen von dem helleren, im Norden üblichen Holze dieses Baumes (einer Tecoma -Spezies) wesentlich unterscheidet. Jedenfalls scheint der Baum von dem es herrührt, am Iri-Curuá nicht sehr häufig vorzukommen, und die Bearbeitung desselben ist schwierig. Daher trennen sich die Chipaya auch nur ungern von ihren vorzüglich gearbeiteten Waffen. Die Sehne wird aus den Fasern einer aloeähnlichen Pflanze hergestellt, wenigstens sah ich aus solchen Raymundo

Curuaya einst eine Bogensehne drehen. Auch das Pfeilrohr ist nicht überall häufig am Curuá, und die Indianer unternehmen sineswegen Reisen, die sie manchmal weit an den Flüssen hinauf in ganz unbewohnte Gebiete führen, wie z. B. an den Salto do Cashimbo im Curuá.

Die Pfeile sind je nach ihrer Bestimmung von verschiedener Länge und Stärke, und auch die Spitzen wechseln dementsprechend. Die für die Landjagd sind gewöhnlich mit Widerhaken aus Knochen bewehrt, oder mit lanzettförmigen, flachen, auf allen Seiten messerartig zugeschärften Bambusspitzen. Häufiger und für den Chipaya, der fast ausschließlich von Fisch lebt, wichtiger sind jedoch die Fischpfeile. Ihre Spitze besteht aus einem drehrunden, zugespitzten Stab aus Palmholz. Ihre Länge und Stärke wechselt, doch sieht man hauptsächlich zwei Arten, eine mittelstarke, welche für die meisten der mittelgroßen Eßfische, Pacú, Piranha, Tucunaré usw. ausreicht, und eine besonders starke für die mächtigen Sorubims und Trahiras, die trotzdem dem Jäger oft noch entkommen, und in denen manche Pfeilspitze zerbricht. Den Harpunenpfeil, welchen der Curuaya João Padreco auf meiner ersten Reise im Jamauchim gebrauchte, sah ich diesmal nicht, weder bei Chipaya noch Curuaya. Für die Fischjagd ist es des sichern Ziels halber besonders wichtig, daß der Pfeil so gerade wie möglich ist. Man sieht daher auf den Flüssen die Indianer fortwährend damit beschäftigt, prüfend von oben an ihren Pfeilen herabzusehen und sie auszurichten. Neuerdings sollen die Indianer auch gern eiserne Pfeilspitzen einhandeln, doch habe ich keine solche in Gebrauch gesehen, so wenig wie die Angelhaken, welche sie sich verschiedene Male eintauschten. Ob sie auch mit Timbo fischen, wie die Curuaya, konnte ich nicht erfahren.

Alle größeren Landtiere werden von den Chipaya zu Nahrungszwecken gejagt, außer den Jaguaren, Wildkatzen und Veados (Rehen), welche letztere sie nicht essen dürfen. Am beliebtesten sind Affen, vor allem der Spinnenaffe und in zweiter Linie der Brüllaffe. Aras, Tukane, die großen Hühnervögel und Steißhühner sind die beliebtesten Jagdobjekte aus der Vogelwelt. Von Reptilien sind vor allem die Tracajás zu nennen (die Tartaruga, die große Amazonasschildkröte kommt im Iriri-Curuá nicht vor), welche in jeder Gestalt und Größe, möchte ich sagen, gegessen werden, als erwachsene Tiere, eben ausgeschlüpfte Junge, Embryonen und frische Eier. Demnächst kommen Jabotys (Landschildkröten), ferner die beiden kleinen Krokodilarten und seltener Jacuarús (*Tupinambis nigropunctata*).

#### Boote:

Die Chipaya sind im Gegensatz zu den Curuaya sehr geschickte Bootbauer, und ihre Ubás und Cashiris (so heißen bei ihnen die kleinsten Fahrzeuge) im ganzen Iriri-Curuá berühmt und ein geschätzter Handelsartikel. Sehr große Ubás sieht man selten, und ich konnte mich selbst überzeugen, daß solche in den verhältnis-



mäßig seichten Flüssen unpraktisch und besonders in den Cachoeiras schwer zu handhaben sind. Die am häufigsten vorkommende Größe sind etwa 4—5 m lange Einbäume mit mäßig verschmälterter Spitze, hinten breit auslaufend, die gerade bequem zur Aufnahme einer mittelstarken Indianerfamilie nebst Gepäck (die Indianer pflegen auf längeren Reisen den größten Teil ihrer Besitztümer mit sich zu führen) ausreichen. Außerdem sieht man kleinere Boote in allen Abstufungen, für 3, 2, 1 Personen ausreichend, ja es gibt wenig über ein Meter lange Boote für kleine Kinder, aber alle, selbst die kleinsten, sind gleich vorzüglich gebaut.

Ich habe nur eine Form von Ubá, die eben beschriebene gesehen und leider nie dem Bau einer solchen beigewohnt. Auch kann ich nicht angeben, ob die Chipaya Rindenboote anfertigen wie die Curuaya.

Fortbewegt wurden die Ubás meist mit der Vara, welche viel schwächer als die bei den Barqueiros übliche, aber äußerst elastisch ist. Zum Steuern benutzte man das gewöhnliche Indianerruder mit langem Stiel und rundem Blatt. Doch fertigten die Indianer auch solche mit kurzen Stielen und langem, schmalen Blatt an, welche sie in bestimmten Fällen vorzogen. Eine Tolda wird wenn nötig (in der Regenzeit) aus einer Palmblattmatte improvisiert.

#### A c k e r b a u :

Die Chipaya sind als gute Ackerbauer am Iriri und Curuá berüht, und die Roças, welche ich sah, konnten sich in der Tat mit denen der meisten Brasilianer sehr wohl messen. Hauptsächlich bauen sie Mandioka, in zweiter Linie Mais, Zuckerrohr und Bananen, ferner verschiedene Knollengewächse wie Iniam, Carà, Batata doce usw. Auch Früchte fehlen nicht: ich fand in ihren Roças sowohl Mamão (*Carica papaya*) als Ananas, Melonen, Wassermelonen u. a. Dagegen habe ich sehr selten wirkliche Obstbäume gesehen, was wohl mit dem häufigen Wohnungswechsel zusammenhängt. Der Boden scheint sich auch hier, trotz aller anfänglichen Fruchtbarkeit, meist nach einiger Zeit zu erschöpfen, und dann zieht der Chipaya von dannen und errichtet bei der neu angelegten Roça auch die neue Maloka. In der alten Roça gedeihen aber einige der angepflanzten Gewächse, vor allem Bananen und Knollen noch eine ganze Weile weiter, und die Indianer merken sich die Stellen wohl, um sich im Vorüberfahren dort mit Vorräten zu versehen. Auch mir und meinen Gefährten sind auf der Reise im Curuá diese alten Roças, die uns bereitwillig gezeigt wurden (sie liegen fast stets im Walde wohl versteckt) sehr zustatten gekommen. Sie versorgten uns mit einem Vorrat von Wurzeln und Früchten, der fast bis zum Salto do Cashimbo vorhielt.

Die Werkzeuge, welche die Chipaya für den Ackerbau benutzen, sind heute ganz allgemein von den Brasilianern eingehandelte Beile (machados) und Waldmesser (terçados), mit deren Hilfe die Roça

angelegt und die Ernte eingebracht wird. Doch kann die Steinzeit für sie noch nicht allzuweit zurückliegen. Ich schließe das aus der großen Menge von Steinbeilen aller Art, die ich erhielt und teilweise selbst in den verlassenen Malokas fand, z. B. in der des Joaquim Velho, und daraus, daß noch allen Indianern, auch den jüngeren, wie Raymundo, ihre Handhabung und die Art, wie das Beil am Stiel befestigt wird — vermitteltst Çipo — bekannt war.

Der Zeitpunkt für die Anlegung der Roça richtet sich nach dem Eintritt der Winterregen und kommt am untern Iriri z. B. einige Wochen später als am mittleren Curuá. Die Bäume schlägt man im Laufe des Sommers und zündet sie am Ende desselben an. Sowie die ersten Regen gefallen sind, beginnt die Bestellung, an der sich beide Geschlechter zu beteiligen scheinen. So fand ich es wenigstens bei den Curuaya.

#### N a h r u n g , G e n u ß m i t t e l :

Die Hauptnahrung der Chipaya besteht aus Farinha und Fischen. Hierzu kommen mehr oder weniger häufig, je nach der Jahreszeit, alle möglichen Erzeugnisse der Jagd und Roça. Unter den Nährpflanzen dürfte nächst der Mandioka die Banane die wichtigste sein. Ihre Früchte werden roh gegessen, oder in noch unreifem Zustande geröstet oder gekocht als sogenannter Mingau zubereitet. Die Knollen wie Batata doce, Cara, Iniam etc., werden geröstet oder gekocht. Fleisch und Fische werden ganz allgemein für sofortigen Gebrauch auf Stäbchen am offenen Feuer gebraten, oder für längere Aufbewahrung auf dem sogenannten Moquem (einem niedrigen Rost, unter dem stundenlang, gewöhnlich die ganze Nacht hindurch, ein langsam schwelendes Feuer unterhalten wird) geräuchert. In letzterem Zustande halten sie sich einige Tage lang ohne weiteres gut. Will man sie länger aufbewahren, so müssen sie von neuem auf den Moquem gebracht werden, verkohlen dabei aber immer mehr, so daß meine Barqueiros so behandelte Stücke spottend als Carvão de pedra (Steinkohle) zu bezeichnen pflegten. Auch die Tracajáeier werden, um sie längere Zeit haltbar zu machen, auf diese Weise geräuchert und sind in diesem Zustand besonders wohlschmeckend. Manchmal sah ich die Chipaya Fleisch und Fische kochen, doch schienen sie diese Zubereitungsweise erst nachträglich von den Seringueiros angenommen zu haben. Affen oder kleinere Säugetiere werden vor dem Braten oder Räuchern nicht enthäutet, sondern nur abgesengt und dann ausgeweidet. Besonders erstere Tiere bieten in diesem Zustande einen sehr schenßlichen Anblick.

Außer den von ihnen gepflanzten Früchten kennen und genießen die Indianer manche Waldfrüchte, besonders Beeren, welche sie ohne Unterschied Torupá nennen. Die wichtigste von diesen war zur Zeit meiner Reise eine Sapotacee mit kleinen, gelben, äbiuartigen, säuerlichen, aber ganz wohlschmeckenden Früchten. Wilder Cacao war

sehr beliebt, dann der mir schon von meiner ersten Reise her wohlbekannte Isari, eine Leguminosenhülse mit fad-süßlichem, mehligem, gelbem Mark. Aus allen diesen Früchten stellen sie durch Vermischen des Fruchtfleisches mit Wasser und Versüßen mit Honig oder Zucker recht wohlschmeckende Limonaden her. Auf Honig waren meine Begleiter ganz versessen, und jeden halben oder ganzen Rasttag auf unserer Reise verbrachten sie auf der mühsamen und oft erfolglosen Honigsuche. Sie benutzen ihn zum Versüßen der Speisen, oder rein oder mit Wasser vermischt als Getränk. Das Hauptgetränk ist jedoch der Cashisi. Für die Feste wird dieser anscheinend auf besonders komplizierte Weise hergestellt, aber auch auf der Reise bereiteten meine Begleiterinnen fast allabendlich eine Portion des köstlichen Trankes, wozu einfach die zur Verfügung stehende Farinha, Iniam, oder was sonst gerade an Knollen und Früchten vorhanden war, gut durchgekaut und dann mit frischem Wasser vermischt wurde. Alle verfügbaren Gefäße wurden mit dieser Mischung gefüllt und dann gut zugedeckt. Am nächsten Morgen war der Cashiri trinkfertig. Er war nur schwach oder gar nicht alkoholisch, wenigstens habe ich weder an meinen Indianern noch an den Barqueiros je eine von ihm hervorgerufene berauschende Wirkung bemerkt.

Ein Hauptgenußmittel ist natürlich der Tabak. Zu meiner Zeit waren Cigaretten, welche sie sich selbst aus Tabak und Cigarettenpapier nach Art der Barqueiros drehten, schon sehr beliebt, und ich selbst habe keine andern gesehen. Ursprünglich sollen sie den Tabak aber in Form großer Tauarycigarren geraucht haben.

#### Tägliches Leben in der Maloka und auf Reisen:

Sein Leben im Hause verbringt der Chipaya, wenn er nicht gerade mit Essen oder der Anfertigung oder Pflege seiner Waffen beschäftigt ist, in der Hängematte, kann man sagen. Bei Besuchen findet man stets den größten Teil der Männer einzeln oder zu mehreren in diesem wichtigsten ihrer Möbel liegend oder sitzend, schlafend oder plaudernd. Die Frauen sieht man dagegen häufiger an der Arbeit. Sie kochen, spinnen oder weben, machen Perlarbeiten oder unterhalten sich mit Betrachten ihres in Palmblattschachteln oder großen Cuias aufbewahrten Schmückes. Auch das Herbeiholen der Nahrungsmittel aus der Roça liegt ihnen ob, wie den Männern Jagd und Fischfang. Bei beiden Geschlechtern spielt das Baden eine große Rolle und das daran anschließende Säubern, Putzen, Kämmen und Durchsuchen der Haare nach Läusen, ein Liebesdienst, den sie sich gegenseitig erweisen. Feststehende Eßzeiten schienen sie nicht zu haben. Ist vom vorigen Tage genug übriggeblieben, so wird der folgende sofort mit einer Hauptmahlzeit begonnen, und dann verschiebt sich dementsprechend der Jagdausflug der Männer. Im andern Falle begeben sich diese sofort auf die Jagd oder den



Fischfang, und erst nach der Rückkehr wird die Hauptmahlzeit eingenommen. Eine zweite Mahlzeit wird fast stets am Spätnachmittage oder Abend gehalten. Einzelne Gruppen von Essern sieht man in der fetten Jahreszeit (im Sommer) aber stets um irgendein Feuer herumsitzen, wobei sich die unverheirateten Männer, die Sanapàs, selbst ihren Fisch oder ihr Stück Fleisch rösten müssen, während das bei den Verheirateten die Frau übernimmt.

Auf meiner Reise richteten sich die Indianer naturgemäß mehr nach unseren Eßzeiten, immer aber suchten sie dabei anstatt unseres ersten Frühstückes, das nur aus Kaffee mit Farinha oder Mangan bestand, eine stärkere Mahlzeit aus den Resten des vergangenen Tages einzuschieben und sich in ihren Booten so mit Vorräten zu versehen, daß sie essen konnten, wann sie Lust hatten.

Auf der Reise übernachteten sie, auch wo keine Carajás zu befürchten waren, nur ungern im Walde. Am liebsten waren ihnen mit Bäumen licht bestandene Sandbänke (Praias). Im Notfalle schiefen sie lieber auf der bloßen Erde, auf kleinen baumlosen Sandbänken mitten im Flusse, als im Hochwalde, in dem die Barqueiros ihr Lager aufgeschlagen hatten.

#### Stammverfassung, Familie:

Ich versuchte natürlich, so viel wie möglich über die Stammverhältnisse der Chipaya in Erfahrung zu bringen, doch war dies nicht ganz leicht, da kein einziger von ihnen genügend portugiesisch verstand, um sich über verwickeltere Dinge mit mir unterhalten zu können, und ich auf das wenige, was die Brasilianer über diese Dinge wußten, angewiesen war. Der Stamm scheint doch schon durch den längeren Verkehr mit den Civilisados etwas in Auflösung geraten zu sein.

So gibt es z. B. keinen eigentlichen Tushaua der Chipaya mehr. Vor nicht allzulanger Zeit gab es noch solche, von denen zwei — deren Gräber ich in ihrer Maloka an der Cachoeira do Anacuiù aufsuchte — bald nacheinander gestorben sind. Das Datum konnte mir niemand genauer angeben; es mögen etwa 10 Jahre her gewesen sein. Diese beiden scheinen die letzten rechtmäßigen Häuptlinge gewesen zu sein; bei ihrem Tode standen die Chipaya bereits in regelmäßigem Verkehr mit den Seringueiros. Manoelsinho, obwohl sehr angesehen und wegen seiner Kenntnis der portugiesischen Sprache der Vermittler des Verkehrs mit den Christões, war nicht Tushaua. Er schien übrigens bei den Curuayas mehr Einfluß gehabt zu haben als bei seinen eigenen Stammesgenossen.

Unter den heutigen Chipaya dürfte die Stellung des Joaquim Velho der eines Tushaua am nächsten kommen, ja, er wurde mir von einigen Seringueiros geradezu als solcher bezeichnet. Doch scheint er die Rechte eines solchen nur in seiner allerdings großen

Familie, der als Schwiegersöhne mehrere der angesehensten Stammesmitglieder, Pedro Marques und der Coronel angehören, auszuüben. Auch ein Chipaya-Pagé existiert nicht mehr. Schon Tabão, den ich auf meiner ersten Reise in dieser Stellung fand, war ein Juruna, lebte aber ganz unter den Angehörigen des nahe verwandten Stammes und wurde von ihnen als der Stammespagé angesehen.

Sämtliche Chipaya, mit denen ich in nähere Berührung kam, lebten in Einehe, mit Ausnahme von Tabaya, (einem jüngeren Sohn des Joaquim Velho). Dieser hatte auf der Reise im Iriri-Curuá, auf der er mich begleitete, zwei Frauen bei sich, eine ältere, Tacuradí, und eine jüngere, im Alter zu ihm passende, Tayadí mit Namen, welche letztere er im ganzen vorzog. Tacuradí war bereits ziemlich bejahrt. Sie war früher mit einem Curuaya verheiratet gewesen und hatte aus dieser Ehe einen etwa 12jährigen Sohn, der bei ihr lebte, obwohl ihr erster Mann noch am Leben war und in einer der Malokas am Igarape dos Curuayas wohnte. Ob sie ihm davongelaufen war, oder ob sie sich gütlich getrennt hatten, konnte ich nicht erfahren. Doch erhoben die Curuaya während meines Aufenthaltes bei ihnen Anspruch auf den kleinen Payaun, der nur durch Cavalcantis Dazwischentreten seiner Mutter erhalten wurde. Man sagte mir als Erklärung für Tabayas Doppelehe, es sei bei den Chipayas Sitte, die jungen Männer erst mit einer „Witwe“ zu verheiraten; später dürften sie aber eine junge Frau dazu nehmen. Die „Witwe“ scheint später einfach zu den Stammesalten verwiesen zu werden, Tabaya erschien bei seinen späteren Besuchen in Sta. Julia immer nur mit einer Frau, der jungen Tayadí.

Ich sah in den meisten Chipayafamilien nicht mehr als 1—2 Kinder. Nur Joaquim Velho bildete eine Ausnahme. Er hatte mindestens 5 Kinder; 2 verheiratete Töchter, 2 verheiratete Söhne und einen Sanagü, wie alle größeren Knaben bis zu ihrer Heirat genannt werden. Ich versuchte ihn einmal über Verwandtschaftsverhältnisse auszufragen, doch erwies sich sein Portugiesisch als zu mangelhaft, und auch Accioly's Versuche, mir zu helfen, blieben ziemlich erfolglos.

Die kleineren Kinder wurden, soviel ich sah, von beiden Eltern zärtlich behandelt, ja sogar verwöhnt. Sie werden von den wasserliebenden Chipaya fast amphibisch erzogen; ihre Schwimm- und Tauchfähigkeit, selbst im zartesten Alter, ist erstaunlich.

Der Verkehr der Chipaya untereinander ist ruhig und förmlich. Außer einer Prügelei zwischen Tabayás Frauen habe ich nie Lärm oder Streit unter ihnen wahrgenommen. So umständliche Begrüßungszeremonien, wie sie 1909 bei den Chipaya gebräuchlich waren, habe ich dieses Mal nicht bemerkt; aber vielleicht werden sie nur im Beisein der Christôes nicht mehr ausgeübt. Gerade der Chipaya ist sehr empfindlich, wenn man sich über ihn lustig macht.

## Feste, Zauberei:

Ein Karia, welchen ich in Sta. Julia bald nach meiner Ankunft sah, war wenig charakteristisch. Wir kamen durch Zufall auf einem Nachmittagsbesuch in Joaquim Velhos Maloka dazu. Es schien eine einfache Trinkerei zu sein, und alle Teilnehmer daran waren bereits in ziemlich seliger Stimmung. Vielleicht war am Abend vorher getanzt worden, doch waren die Leute weder bemalt noch außergewöhnlich geschmückt. Der Cashiri war aber in dem Festboot, welches in einem besonderen Verschlage in der Maloka stand, angerichtet.

Nach meiner Rückkehr von den oberen Flüssen besuchte mich eines Tages Joaquim Velho mit seinem ganzen Anhang, um mir einen Karia vorzuführen, an dem jedoch nur die jüngeren Familienmitglieder teilnahmen. Es tanzten nur vier Paare, aber diese waren wirklich nach Kräften bemalt und geschmückt, wie ich bereits geschildert habe. Tabaya, mit einem einfachen weißen Stab in der Hand, machte den Vortänzer. Es wurden Tierpantomimen vorgeführt, ähnlich denen, die ich 1909 am Curuá gesehen hatte. Eine tiefere Bedeutung schienen sie nicht zu haben. Ich glaube jedoch, daß auch bei den Chipaya solche Feste tieferen Sinnes in Gebrauch sind, oder noch vor kurzem im Gebrauch waren, wie ich sie bei den Curuaya sah und später beschreiben werde. Zu dieser Annahme veranlaßt mich ein Fund, den ich in der bereits erwähnten, abgebrannten Chipaya-Aldeia am mittleren Curuá machte. Dort waren in der Hauptmaloka 2 etwas über anderthalb Meter hohe Pfosten stehen geblieben, deren oberes Ende grob in Form eines Kopfes zugehauen war. Die Gesichter dieser Köpfe waren genau in derselben Weise bemalt, wie die Indianer sich zu ihren Festen zu bemalen pflegen, und wie ich dies bereits geschildert habe. Auf der Brust befand sich, von gebogenen Linien eingefast, das bei den Chipaya so beliebte Labyrinthmuster und seitlich von diesem einige Reihen übereinanderstehender menschlicher Figuren und Figürchen, in schwarzer Farbe ausgeführt. Der Hinterkopf der Figuren war ganz schwarz.

Die Figurenpfosten, hinter denen jedenfalls das Cashiriboot gestanden hatte, haben nichts mit dem Malokagerüst zu tun, sondern stehen anscheinend in einem gewissen Zusammenhang zu manchen Tänzen. So war dies wenigstens bei den Curuaya, bei denen ich mehr hierüber zu sagen haben werde. Vielleicht waren diese Figuren der „Götze“, von dem mir Accioly bereits auf meiner ersten Reise erzählt hatte. Die Barqueiros nannten sie das Caruàra der Chipaya. Mit demselben Ausdrucke, von dem ich nicht weiß, ob er von den Chipaya selbst herrührt, bezeichneten sie aber auch merkwürdige, an langen Fäden von der Decke herabhängende, mit Wattebäuschen gefüllte Schälchen oder Tellerchen in der augenblicklich von Joaquim Velho bewohnten Maloka bei Sta. Julia, in der ich das Cashirifest



erlebte. Über diese Caruaras wurde mir das folgende erzählt: in die Watte habe Tabão gewisse Krankheiten hineingezaubert, die von ihm behandelten Kranken seien aber trotzdem gestorben. Auf meine Bitte wurden mir die Caruaras bereitwillig überlassen, doch wollte sich niemand, weder von den Indianern noch von Acciolys Leuten, dazu verstehen, sie herabzuholen, weil, wer sie anfasse, sterben müsse. Mit einigen Schwierigkeiten holte ich mir schließlich selbst die Caruaras herab und fand, daß sie aus drei Teilen bestanden, einem langen Stab aus Pfeilrohr, welcher der Länge nach zwischen das Palmstroh des Daches geschoben war, einem starken, über 1 m langem Baumwollfaden, in der Mitte des Stabes befestigt, und dem an letzterem hängenden eigentlichen Caruara, das verschiedene Gestalt hatte, immer aber etwas Watte enthielt. In letzterer schien nach Annahme der Chipaya die tödliche Krankheit zu stecken. In zwei Fällen bestand der Caruara aus einem viereckigen, flachen Kästchen aus Rohrstäbchen, in einem aus einem runden, unten spitz zulaufenden Körbchen aus Palmstroh, das letzte war ein aus Blättern bestehendes Ameisennest.

Tabão war erst vor kurzem in Sta. Julia gestorben. Die Caruaramaloka schien früher die seinige gewesen zu sein. In Ains Maloka schenkte man mir bei einem Besuche seine Maracá.

Ein fünftes Chipaya-Caruara sammelte ich in der verlassenen Maloka des Joaquim Velho am mittleren Curuá. Es war in gleicher Weise wie die oben beschriebenen an der Decke befestigt und bestand aus einem wagerecht hängenden, mit roten und schwarzen Federn bekleideten Kreuz aus Stäben.

### Kulturverhältnisse.

#### Curuaya:

#### Malokas:

Die beiden, am linken Ufer des Igarapé dos Curuayas gelegenen Flußmalokas dieses Stammes, welche ich auf meiner Reise kennen lernte, wiesen keine besondern Eigentümlichkeiten auf. Die erste, welche von Carurema, seinem Bruder Antonio und seinem Schwager João Padreco bewohnt wurde, hätte man einfach für eine Seringueirohütte halten können. Sie war rechteckig und zum größten Teil offen, enthielt aber ein durch Palmblattwände vom übrigen Hause getrenntes Zimmer. Die zweite, etwas größere Maloka war ganz offen und glich vollständig der Manoelsinhos; auch in der Größe kam sie dieser etwa gleich. Sie wurde damals außer von Curuayas auch von zwei Seringueiros bewohnt, und auf deren Einfluß war es vielleicht zurückzuführen, daß sie inmitten einer ziemlich großen und gut gehaltenen Roça lag. Bei allen andern Flußmalokas, die ich gesehen, befand sich die Roça nie in unmittelbarer Nähe der Wohnung, sondern in einiger Entfernung, gewöhnlich sogar am andern Ufer

und so versteckt, daß man beim Vorbeifahren nichts von ihr wahrnahm.

Die Bauart der Malokas in dem Curuayadörfchen, welches etwa 2 deutsche Meilen von Caruremas Hütte entfernt mitten im tiefen Urwalde lag, war ganz verschieden. Es befanden sich dort zwei größere und drei kleinere Malokas, die unregelmäßig um einen freien Platz gruppiert waren, doch so, daß die beiden größeren auf der einen, die drei kleineren auf der andern Seite standen. Von den beiden größeren war die erste die Wohnung des Pagé. Sie war rechteckig und auf allen Seiten offen, nur in der Mitte befand sich ein vollständig durch große flache Rindenstücke abgeschlossener Raum, in welchen sich, wie mir gesagt wurde, der Pagé bei Vornahme von Krankenbeschwörungen zurückzog. Die zweite Maloka stand im rechten Winkel zu dieser ersten und war etwa von gleicher Größe. Sie war gleichfalls rechteckig, aber allseitig durch Rindenwände (aus dem gleichen Material wie der Verschlag des Pagé) geschlossen, bis auf zwei Türen, eine an jeder Schmalseite. In ihr stand der Caruara (das Festcashiriboot), und sie wurde von João Padreo und seiner Familie bewohnt, woraus mir hervorzugehen schien, daß hier in der Aldeia dieser noch für den eigentlichen Tushaua galt.

Die kleinen Malokas waren alle drei nach demselben Plan gebaut. Ihr Grundriß war elliptisch und sie glichen von außen länglichen, oben abgerundeten Heuschobern. Das Innengerüst bestand aus einer Reihe hoher Mittelpfeiler, und zwei Reihen halbhoher sowie zwei Reihen niedriger Pfosten, welche durch Längs-, die mittleren z. T. auch durch Querbalken miteinander verbunden waren. An den Längsbalken waren elastische Sparren, welche Wände und Dach bildeten, so befestigt, daß eine ziemlich gleichmäßig gerundete Wölbung entstand und auf den Sparren wieder das Palmstroh des eigentlichen Daches. An beiden Enden befand sich je eine Tür, die durch eine besondere Strohmatten geschlossen werden konnte.

#### Hausgerät:

An Kunstfertigkeit stehen die Curuaya offenbar weit hinter den Chipaya zurück. Was ihre Gebrauchsgegenstände an Verzierungen aufwiesen, war nur eine ungeschickte und wenig sorgfältige Nachahmung derer, die sich bei den Chipaya finden, mit einer Ausnahme. Letztere bestand in zwei schönen, sorgfältig und hübsch in bunten, aber nicht sehr lebhaften Farben bemalten Cashiribooten, von denen das eine als sogenannter Caruara hinter den als Menschenfiguren zugehauenen Pfosten in João Padrecos Hütte stand, das andere einfach in der Pagéhütte auf der Erde lag. Sonst sah ich in der Aldeia an Holzgeräten nur ein paar Löffel mit langen Stielen und einige plumpe, zum Teil ungeschickt bemaltē Schemel aus schwerem Holz, die mir ohne weiteres überlassen wurden.

Flechtarbeiten, Feuerfächer, Matten, flache Schalen, Körbe und dergleichen waren in ziemlicher Menge vorhanden, aber wenig sorgfältig gearbeitet oder schlecht behandelt und lange in Gebrauch, daher schmutzig und schadhafte. Man hatte den Eindruck, daß die Leute keinen Wert auf das gute Aussehen ihrer Sachen legten.

Was ich an Cuias und Kalebassen sah, war ganz schlicht, ohne jede Verzierung. Die Töpferwaren, sowohl in der Aldeia als in den Flußmalokas reichlich vorhanden, waren fast sämtlich eigengemacht, aus demselben groben Material hergestellt wie die der Chipaya, von verhältnismäßig geringer Größe, ohne Bemalung oder sonstigen Zierat, aber zum Teil hübsch und gefällig geformt. Ein Teil der kleinen, weitbauchigen Töpfchen sah aus, als ob ihnen die Castanhaschalen (der Paránuss, *Bertholletia excelsa*), welche meine Begleiter auf der Überlandreise 1909 als Wassergefäße benutzten, als Vorbild gedient hatten.

Die eigentlichen Curuayahängematten waren klein, aus Palmfasern geknüpft und meist schmutzig und schadhafte, was bei der starken Beanspruchung durch oft 3—4 Menschen zu gleicher Zeit auch kein Wunder ist. Gewebte Hängematten besaßen einige Frauen von Chipayaherkunft in den Flußmalokas. Die Spindeln waren ähnlich denen der Chipaya, das damit gesponnene Garn aber im allgemeinen gröber und von schmutziger Farbe.

Die größere Schmutzigkeit aller Gegenstände in der Aldeia ist natürlich auch durch den Mangel an Wasser zu erklären. Das kleine Igarapé, an dem sie liegt, war zur Zeit unseres Aufenthalts dort nur ein dünnes, stellenweise ganz versiegttes Rinnsal, was Baden und Waschen sehr erschwerte.

#### Kleidung, Haartracht, Schmuck:

Daß den Curuaya ursprünglich jede Art von Kleidung, selbst Gürtel und Tanga, fremd gewesen sei und sie diese erst von den Chipaya angenommen hätten, diese am Curuá und Iriri umlaufende Tradition möchte ich für richtig halten, denn während sich die Bewohner der Flußmalokas in ihrer Tracht nicht von den Chipaya unterschieden, fanden wir in der Aldeia die Einwohnerschaft sowohl wie den aus der Umgegend eingetroffenen Besuch zum allergrößten Teil vollständig nackt. Die Frauen kamen allerdings erst zum Vorschein, nachdem sie sich mit Hilfe meiner Begleiterinnen Tangas verschafft hatten, die Männer dagegen, den Pagé an der Spitze, erschienen selbst bei dem feierlichen Karia am zweiten Abend zum weitaus größten Teil vollständig unbekleidet.

Das lange, häufig etwas lockige, bei einer unter ihnen lebenden Cafuzofamilie sogar krause und abstehende Haar wurde auf der Stirn abgeschnitten, hinten einfach herabfallend oder gescheitelt getragen. Die runde Stirnmarke war stets vorhanden, wenn auch oft ziemlich überwachsen und im gewöhnlichen Leben anscheinend nur



selten mit Urucù gefärbt. Vielleicht ist auch sie eine Entlehnung von den Chipaya, keine alteingewurzelte Stammessitte. Komplizierte Haartrachten, wie sie einige Chipayafrauen und -kinder bei den Festen trugen, habe ich bei den Curuaya nicht gesehen. Körper- und Gesichtshaare werden wie bei den Chipaya sorgfältig entfernt. Ihre Kämme waren mit einer gewissen Sorgfalt hergestellt und manchmal sogar mit Verzierungen versehen, aber stets außerordentlich schmutzig.

Der Schmuck war zum Teil eigenartig, und ich glaubte auch einige den Curuaya allein zukommende Besonderheiten wahrzunehmen. Daß im allgemeinen der Perlschmuck, der sich nicht von dem der Chipaya unterschied, zurücktrat gegen den aus Früchten (insbesondere den aus Tucumã) gefertigten, ist wohl hauptsächlich aus der größeren Abgeschlossenheit und Armut der Curuaya zu erklären. Dafür spielten die Ketten aus Coco (wie die Schalen der bereits oben erwähnten Bactris-Art, der Tucumã der Indianer, wohl auch genannt wurden) eine um so größere Rolle. Sie waren meist hübsch geschnitzt, meist in Form mehr oder weniger stilisierter Tiere, und für jede Art Schnitzerei hatten sie einen besonderen Namen, den mir die Stammesalte — Caruremas Mutter — mit großem Eifer und großer Zungenfertigkeit erklärte, leider nur so schnell, daß ich keine Notizen machen konnte.

Die Curuaya trugen fast alle gewebte Arm-, Fuß- und Beinhänder wie die der Chipaya, auch oft wie diese mit Perlen verziert, ebenso der Ohrschmuck. Auch die Federkronen glichen gänzlich denen der Chipaya, selbst in der Farbenzusammenstellung. Nur bei dem Karia in der Aldeia hatte sich Antonio aus dem Balg eines kurz vorher geschossenen Arara preto (*Anadorhynchus hyacinthinus*) einen höchst phantastischen und eigenartigen, etwas an einen Walkürehelm erinnernden Kopfputz hergestellt, der freilich nur improvisiert zu sein schien und noch während des Festes fortgeworfen wurde aber vielleicht doch auf einem alten Muster beruhte. Nur den Curuaya eigentümlich zu sein schienen kleine vogelartige, aus trockenen Fruchtkolben und blauen und gelben Federchen hergestellte Figuren, welche, wie man mir sagte, bei gewissen Tänzen getragen wurden und besondere Namen haben. Dergleichen habe ich nie bei den Chipaya gesehen.

#### M u s i k i n s t r u m e n t e :

Ich sah kleine Panflöten, kleine Knochenflöten und zwei Arten großer Zungenflöten derselben Art wie die der Chipaya, aber weniger sorgfältig gearbeitet. Darauf spielen hören habe ich nicht. Ein Korb mit sieben großen Holzflöten, einem Holzlöffel und verschiedenen Strohrefen zum Stützen des Federschmucks hing in der Pagémaloka von der Decke herab und wurde mir auf meine Bitte bereitwillig überlassen.

## W a f f e n , B o o t e :

Bogen und Pfeil unterscheiden sich nicht von den bei den Chipaya üblichen. Die Curuaya gelten bei den Seringueiros für schlechtere Jäger, insbesondere Fischjäger als die Chipaya, was aber vielleicht nur auf den durch das Leben im Innern, fern vom Flusse, zu erklärenden Mangel an Uebung zurückzuführen ist. Einzelne von ihnen, z. B. meine Begleiter Marau und Raymundo Curuaya, waren recht leidliche Bogenschützen. Letzterer schoß auch gut mit der Flinte, konnte sich aber als Büchenschütz mit Pedro Marques nicht messen.

Als Bootbauer halten die Curuaya keinen Vergleich mit den Chipaya aus. Selbst dem Laien fällt sofort die plumpe Bauart der von ihnen hergestellten Ubás auf. Im Igarapé dos Curuayas lagen eine ganze Menge solcher, als vollständig unbrauchbar erfundener Boote an den Ufern. Rindenboote scheinen nur als Nothelf in solchen Fällen wie auf meiner Überlandreise zu dienen. Ruder wie bei den Chipaya.

## A c k e r b a u :

Caruremas Roça, die nach Chipaya-Sitte am andern Ufer des Flusses versteckt im Walde lag, habe ich nicht selbst besucht, doch kehrten bei meiner Ankunft dort gerade die Frauen mit gefüllten Tragkörben aus ihr zurück. Mandioka, Bananen und Knollen verschiedener Art schienen auch hier die Haupterzeugnisse zu sein. Eine recht vernachlässigte, nur ganz oberflächlich von Stämmen und Ästen gereinigte Roça in der Nähe der Aldeia schien nur mit Mandioka bepflanzt gewesen zu sein.

Die meisten Seringueiros waren der Ansicht, daß auch im Ackerbau die Curuaya weit hinter den Chipaya zurückstünden, doch stellte ihnen Cavalcante, der sie weitaus am besten kannte, ein besseres Zeugnis aus. Er schätzte sie so, daß er sie bei der Anlage seiner eigenen sehr gut gehaltenen Pflanzungen stets um ihre Hilfe bat.

## N a h r u n g s - u n d G e n u ß m i t t e l :

Was Nahrungs- und Genußmittel der Curuaya betrifft, so kann ich im wesentlichen das bei den Chipaya Gesagte wiederholen, doch hatte ich den Eindruck, daß neben den in den Roças gezogenen Früchten, Knollen usw. und den landläufigen Jagdtieren in ihrem Küchensettel auch die von den Chipaya weniger beachteten und geschätzten Erzeugnisse des Urwaldes eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Verschiedene wildwachsende Wurzeln und Knollen, Castanhas (Paranüsse) aus denen sie allein oder mit andern Bestandteilen gemischt alle möglichen Gerichte zu bereiten verstehen, Jabotys (Landschildkröten), Jacaré tinga (das kleine Brillenkrokodil), die kleinen Fische der Poços (im Sommer in den sonst trockenen Wasserläufen zurückbleibende tiefe Pfützen) und oberen Igarapéläufe werden

gern, und wo immer man ihrer habhaft werden kann, von ihnen gegessen. Parimarü erinnerte sich offenbar noch gut an meine Vorliebe für die aus der Hamai-pin genannten Wurzel und wildem Honig bereitete Suppe und setzte sie mir aus freien Stücken wieder vor, obwohl es uns diesmal an Nahrung nicht fehlte.

Auch beim Aufsuchen und Gewinnen des wilden Honigs scheinen die Curuaya noch ausdauernder und findiger zu sein als die Chipaya. Alles dies hängt wohl mit ihrem Leben im Innern des Urwaldes zusammen.

Dem Cashiri scheinen auch sie leidenschaftlich zugetan zu sein. Eine besonders komplizierte Zubereitungsart dieses Getränks sah ich am Vorabend des Festes in der Aldeia und habe sie in meinem Reisebericht ausführlich geschildert.

Erwähnenswert erscheint mir noch, daß die Curuaya kein Jacamië (*Psophia obscura*, ein etwa hühnergroßer, mit den Kranichen verwandter Vogel) essen, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus dem die Chipaya auf das Reh verzichten.

#### H ä u s l i c h e s L e b e n :

Wie bei den Chipaya, soweit ich beobachten konnte.

#### S t a m m v e r f a s s u n g , F a m i l i e :

Während die Chipaya gar keinen richtigen Tushaua mehr hatten, besaßen die Curuaya deren zwei, nämlich Carurema und seinen Schwager João Padeco. Ursprünglich scheint die Würde erblich gewesen zu sein, und danach wäre João, als Sohn eines Häuptlings, der rechtmäßige Tushaua gewesen. Carurema, Parimarüs Bruder, verdankte seine Stellung wohl seiner Intelligenz und vor allem auch seiner vorzüglichen Beherrschung der portugiesischen Sprache, die ihn zum alleinigen Vermittler des Verkehrs mit den Seringueiros machte. Uns gegenüber, und überhaupt am Flusse entlang, spielte er entschieden die größere Rolle, während in der Aldeia wieder João mehr in den Vordergrund trat.

Die Stellung des Pagé war offenbar eine sehr angesehene und anscheinend unabhängige, auch Carurema und João gegenüber. Er leitete die Tänze und das Ceremoniell beim Karia. Dabei war Antonio, Caruremas jüngerer Bruder, aber stets an seiner Seite (vielleicht als späterer Nachfolger?), und auch Carurema nahm einen gewissen Anteil — er meldete z. B. das Sichtbarwerden des Siebengestirns —. João dagegen nur insoweit, als in seiner Maloka das Festeashiri stand. Wenn ein, mir gegenüber in keiner Weise zutage getretener Gegensatz zwischen den beiden Tushauas bestand, wie manche der Seringueiros behaupten wollten, so schien der Pagé auf Caruremas Seite zu stehen. Krankenbehandlungen in unserer Gegenwart oder gar an uns selbst vorzunehmen, weigerte er sich hartnäckig. Er schien nichts dagegen zu haben, daß wir in seiner Maloka wohnten; den abgeschlossenen Mittelraum, in dem er angeblich seine Krankenbehandlungen vornahm,



ließ er uns jedoch nicht betreten. Wie die meisten seiner Landsleute aus der alten und neuen Aldeia war er vollständig nackt und fast ohne Schmuck, sogar während der Tänze, wo alle andern sich nach Kräften herausgeputzt hatten.

Auch bei den Curuayas lebten die meisten Männer in Einehe. Doch hatte Antonio, Caruremas Bruder, zwei stattliche, rundliche, junge und — wenigstens nach Indianerbegriffen — hübsche Frauen, die übrigens miteinander im bestem Einvernehmen zu leben schienen. Carurema war mit einer Chipaya-Indianerin verheiratet, stand aber eben im Begriff eine zweite Frau zu nehmen, und zwar die Tochter seines Stammesgenossen Tamacuã und einer Chipaya, die für eine große Schönheit galt, mit deren Vater er jedoch in heftiger Feindschaft lebte. Näheres hierüber in meinem Reisebericht. Das, was ich sah und von den Indianern hörte, läßt mich zu dem Schluß kommen, daß die Einehe nur dem Frauenmangel oder der Mittellosigkeit zuzuschreiben ist, wenigstens bei den jüngeren Leuten, daß der Ehrgeiz der Indianer aber dahingeht, mehrere Frauen zu besitzen. Auch wegen der Kinder scheint es häufig Streitigkeiten zu geben, insbesondere wegen solcher, die halb oder ganz verwaist sind, oder deren Eltern sich wieder getrennt haben. So wollten die Curuaya unsern Pagaúm, der bei seiner Mutter, einer Chipaya, lebte und mich auf meiner Reise begleitete, dessen Vater aber zu ihrem Stamme gehörte, mit Gewalt bei sich zurückhalten, was nur durch Cavalcantes Dazwischentreten (ich selbst war gerade am obern Curuá) verhindert wurde.

Es gab eine ganze Anzahl Kinder in der Aldeia und in den Flußmalokas. In verschiedenen Familien sah ich deren drei oder mehr, alle noch in zartem Alter.

#### Feste, Zauberei:

Den von mir in der Aldeia miterlebten Karia habe ich in meinem Reisebericht ausführlich geschildert. Ich möchte nochmals betonen, daß sich derselbe von den gewöhnlichen Tierpantomimen unterschied und anscheinend zu dem Kult der Curuaya in irgendwelchen Beziehungen stand. Ob die beiden Figuren vor dem Festeashiri in João Padrecos Maloka wirklich Sonne und Mond darstellten, möchte ich, obgleich die Indianer meine dahin gerichtete Frage bejahten, dahingestellt sein lassen, da ein Nein auf eine direkt gestellte Frage bei ihnen als sehr unhöflich gilt.

Näheren Aufschluß über ihre religiösen Ansichten konnte ich mir leider nicht verschaffen, da sie Fragen hierüber sorgfältig aus dem Wege gingen, oder vorgaben, sie nicht zu verstehen, wohl den Spott der Seringueiros fürchtend. Daß jedoch die Gestirne bei ihnen eine große Rolle spielen, darauf läßt mich, außer der Szene auf dem Höhepunkt des Karia, auch der Umstand schließen, daß sie ein so ganz besonderes Interesse für meinen Theodolithen an den Tag legten.

## Caruaras (Krankheitsträger):

In der Maloka des Pagé hing ein solcher, der mir bereitwillig überlassen wurde. Er war in derselben Weise am Dach befestigt wie die bei den Chipaya gesammelten und besteht aus einem, aus dicken Baumwollschnüren geknüpften Körbchen mit roten Federquästchen geziert. In diesem lag ein dicker, unsauberer Klumpen Baumwolle. Die Curuayas bezeichneten diese Caruaras als „Marau“, was auch Fledermaus bedeutet.

## Verkehr mit den Brasilianern:

Interessant war mir, daß die Curuaya, soweit sie mit den Seringueiros in Arbeitsbeziehungen treten, dies im allgemeinen nicht als Fischer, Jäger oder Bootleute tun, sondern als Gummisammler und Ackerbauer. Sie sammelten unter Caruremas Leitung schon ganz eifrig Caucho (Gummi aus dem Milchsaft der nur im Innern, auf der Terra Firme vorkommenden *Castilloa ulei*) und halfen, wie ich bereits erwähnte, Cavalcante regelmäßig bei der Anlage seiner Roça. Auf unserer Rückkehr zu des letzteren Barracão begleitete uns ein großer Teil des Stammes und verweilte fast drei Wochen, um beim Pflanzen behilflich zu sein.

Die Ägypter und ihre libyschen Nachbarn<sup>1)</sup>.

Von

Georg Möller.

Bezüglich der Völkerschaften, die im Altertum westlich von Ägypten hausten und die uns durch die Denkmäler bekannt sind, ist die landläufige Auffassung die, daß die Ägypter die Vorfahren der heutigen Berber unter dem Sammelnamen *Temhu* zusammengefaßt hätten und daß die *Tehehu*, *Maschusch* („Maschawascha“) und *Libu* Stämme der *Temhu* gewesen seien (vgl. z. B. Ed. Meyer, Geschichte d. Altertums<sup>3</sup> I § 156). Diese Auffassung ist irrig: die *Temhu* oder *Tuimalu*, wie der Name zu vokalisieren sein wird, tauchten erst gegen Ende des alten Reichs, unter der sechsten Dynastie (spätestens um 2400 v. Chr.) auf, während die *Tehehu* seit der

<sup>1)</sup> Der gelehrte Verfasser hat die große Güte gehabt, diesen kurzen Auszug aus einem grundlegenden Vortrage, den er in der Vorderasiat.-Ägypt. Gesellschaft gehalten hat, der „Z. f. E.“ zur Verfügung zu stellen. Zum größten Schmerze seiner Freunde und Kollegen ist Georg Möller inzwischen am 2. Oktober 1921 an den Folgen einer im Kriege erworbenen schweren Malaria gestorben. So werden die Leser der „Z. f. E.“ diesen posthumen Bericht nicht nur mit dankbarem Interesse, sondern auch mit tiefer Wehmut zur Kenntnis nehmen.